Zeitschrift: Jahrbuch der Reallehrerkonferenz des Kantons Zürich

Herausgeber: Reallehrerkonferenz des Kantons Zürich

Band: - (1955)

Artikel: Kleine Schweizerchroik : von der Urzeit bis zur Achtörtigen Eidgenossenschaft

Autor: Hinder, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-819616

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

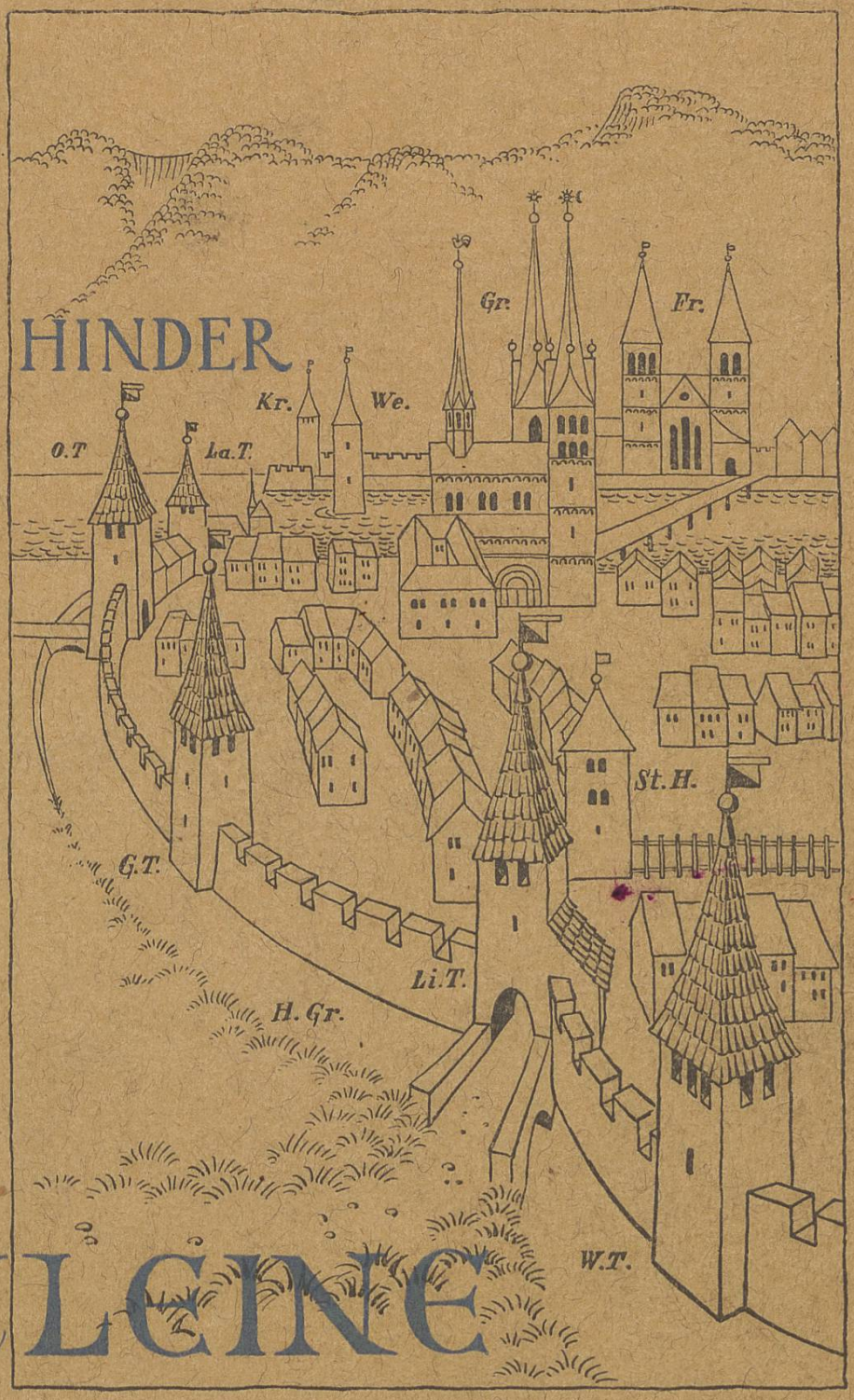
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HANS HINDER



KLEINE SCHWEIZER CHRONIK

Pädagogische Hochschule Zürich
UM1035751

HANS HINDER

KLEINE SCHWEIZERCHRONIK

VON DER URZEIT BIS
ZUR ACHTÖRTIGEN
EIDGENOSSENSCHAFT

ZS 339
1955

JAHRBUCH 1955
DER REALLEHRERKONFERENZ DES KANTONS ZÜRICH

Pestalozzianum
ZÜRICH
20. 1956

Druck: AG. Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei, Zürich

ZUM GELEIT

Dieses Büchlein enthält eine Reihe von Zeichnungen und Texten für den Geschichtsunterricht, die im Laufe der letzten Jahre unter dem Titel «Kleine Schweizerchronik» in der «Schweiz. Lehrerzeitung» erschienen sind.

Dem Titel müsste, genau genommen, noch der erklärende Zusatz «— für Zürihegel» angefügt werden, weil hier vor allem jene Tatsachen dargestellt wurden, die für Zürcher Kinder interessant sind. Sollte also das Büchlein einem Berner oder gar Basler in die Hände geraten, so möge er sich mit freundeidgenössischem Verständnis für kurze Zeit ebenfalls die blauweisse Brille aufsetzen.

Weitaus die meisten dieser Zeichnungen und Texte habe ich in der Schule schon verwendet, jedoch — ich möchte dies ausdrücklich betonen — niemals alle in der gleichen Klasse! Das wäre bei der uns zur Verfügung stehenden Höchstzahl von etwa 50 Geschichtsstunden im Jahr gar nicht möglich gewesen.

Die «Kleine Chronik» will also beileibe nicht ein neues «Maximalprogramm» sein, — d. h. ein Programm, das uns Unbehagen verursacht, weil wir von Anfang an sehen, dass es nicht durchzuführen ist.

Der Sinn dieses Büchleins ist ein ganz anderer: Jeder nehme sich *das* heraus, was ihm davon für seinen eigenen Unterricht, für sein *eigenes* Programm brauchbar erscheint. Es hat seinen Zweck erfüllt, wenn es Ihnen, liebe Kolleginnen und Kollegen, hie und da einen ganz bestimmten Teil der Vorbereitungsarbeit für die Geschichtsstunden abzunehmen vermag: — das zeitraubende Suchen nach einem Wandtafelbild oder einem zusammenfassenden Text für das Schülerheft.

Dabei sind wir uns ja alle darüber klar, dass dies der kleinste Teil ist. Die Hauptsache bleibt doch wohl immer die packende Schilderung der Ereignisse, das lebendige Erzählen der «Geschichten». Das bedeutet: die Kinder so in eine geschichtliche Situation hineinzuführen, dass sie sich empfindend und denkend mit ihr auseinandersetzen müssen.

Erst wenn dies geschehen ist, mag eine knappe Aufzeichnung im Heft erfolgen; und auch *nur* dann hat sie einen Sinn: beim späteren Durchblättern — und ein «selbstgemachtes» Geschichtsheft reizt immer wieder dazu — wird in manchem Schüler das wieder aufleben, was er in dieser oder jener Geschichtsstunde erlebt hat.

Wichtig scheint mir also nicht so sehr das Geschichtsheft an sich, sondern das, was an Erinnerungen dahintersteckt. Ob dann aber wirklich etwas dahintersteckt, das hängt freilich von dem ab, was in diesem Büchlein *nicht* zu finden ist.

*

Besonderen Dank schulde ich Herrn *Dr. Hans Witzig,* der mit seinen Büchern die Freude am Wandtafelzeichnen in mir geweckt hat. Viele Zeichnungen, besonders zur Kulturgeschichte, die Sie hier vielleicht vermissen, finden Sie in seinem Buch «*Das Zeichnen in den Geschichtsstunden*».
Herzlich danken möchte ich sodann den Herren *Prof. Dr. Emil Vogt, Prof. Dr. Bruno Bösch, Dr. Hugo Schneider,* Konservator am Landesmuseum, und dem Präsidenten der Antiquarischen Gesellschaft, *Herrn Dr. Paul Kläui.* Sie waren so freundlich, einzelne Teile des Manuskripts durchzusehen und mir viele wertvolle Hinweise zu geben.
Auch Herrn Redaktor *Dr. Willi Vogt* sei herzlich gedankt. Er hat die einzelnen Abschnitte dieses Bändchens der Reihe nach in der «Schweiz. Lehrerzeitung» erscheinen lassen und dabei in freundschaftlicher Zusammenarbeit viel Zeit und Mühe aufgewendet.

Zürich, im August 1955 HANS HINDER

Anmerkung zu den Zeichnungen:

Einige der Zeichnungen sind lediglich als Textillustrationen gedacht. Einige andere eignen sich nur für die Wandtafel oder zum Hektographieren. Die meisten aber können von den Schülern nach der Wandtafel ins Heft gezeichnet werden. Jeder Lehrer kann selber am besten entscheiden, wieviel er seinen Kindern zumuten darf.

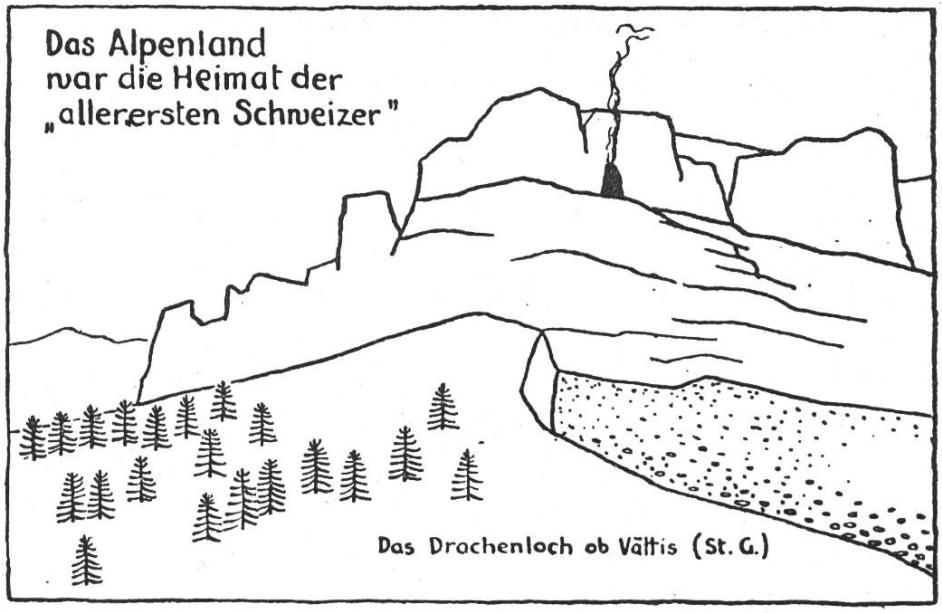
AUS URALTER ZEIT

Vor 100000 Jahren

Hunderttausend Jahre sind eine lange Zeit! In jeder Sekunde wollen wir ein Jahr zählen.
Um das Alter eines Fünftklässlers zu zählen, brauchten wir also 11 Sekunden. Für Grossvaters Alter hätten wir eine Minute nötig. An den Jahren, die seit der Gründung der Eidgenossenschaft vergangen sind, hätten wir etwa eine Pause lang zu zählen.
Einen Tag und eine ganze Nacht würden wir aber brauchen, um 100000 Jahre zu zählen.

Das Land

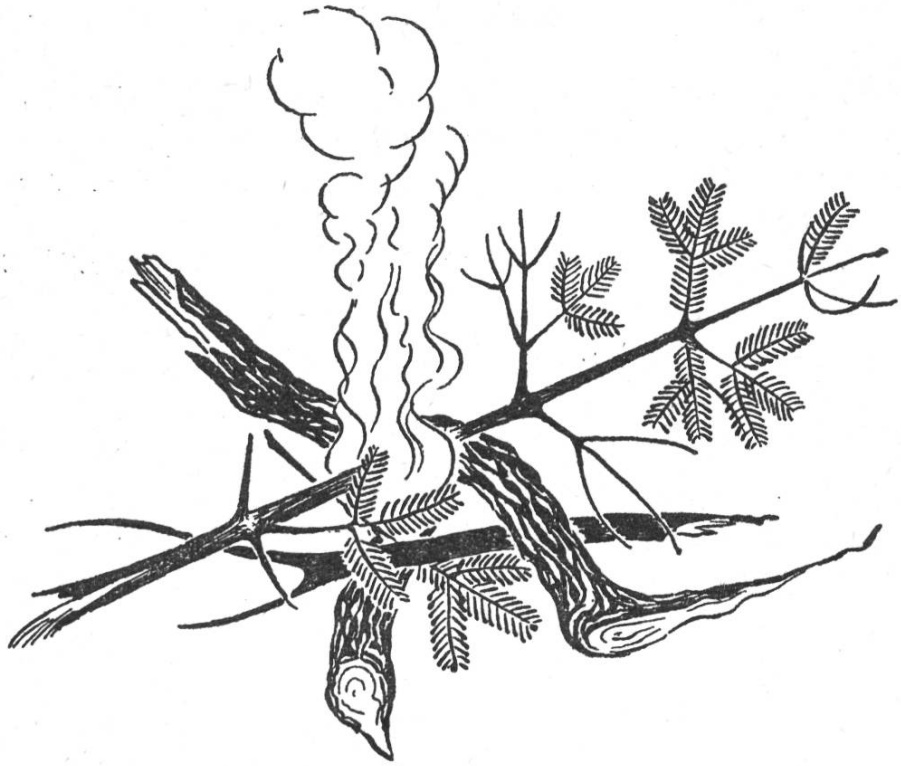
In jener unendlich fernen Zeit sah aber doch unser Land nicht sehr viel anders aus als heute. Zwar gab es keine Dörfer und Städte, und weder Äcker noch Strassen. Dichter Wald deckte die Hügel. Darüber aber standen, hoch und weiss, wie heute, unsere Schneeberge.



Die ersten «Schweizer»

Hoch oben in den Bergen hausten damals kräftige, wilde Kerle. Sie lebten fast wie wilde Tiere. Sie besassen keine Hütten. Nachts suchten sie Zuflucht in einer hochgelegenen Höhle. Dort waren sie geschützt vor Nässe, Kälte und Raubtieren.

Mit einem zugespitzten Stein oder einer Holzkeule in der Faust gingen sie auf die Jagd. Sonst hatten sie keine Waffen, als ihre Zähne und Fingernägel. Waren es Menschen oder wilde Tiere?

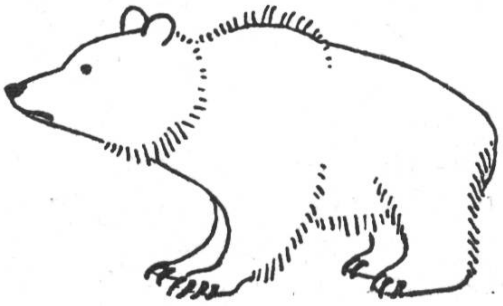


Es waren Menschen

Diese Jäger verstanden es nämlich, ein Feuer anzufachen. Das kann kein einziges Tier!
Am Feuer trockneten und wärmten sich die durchnässten Jäger. Am Feuer brieten sie sich das Fleisch ihrer Jagdbeute. Das Feuer erhellte die Höhle und hielt die Raubtiere fern.

Höhlenbärenjäger . . .

nennen wir jene Menschen, weil sie hauptsächlich Höhlenbären jagten. Der Bär wurde in Fallgruben gefangen und wohl mit Steinwürfen erlegt. Sein Fell wurde mit Knochenwerkzeugen vom Fleisch gelöst und diente dann dem Jäger als warmes Lager.

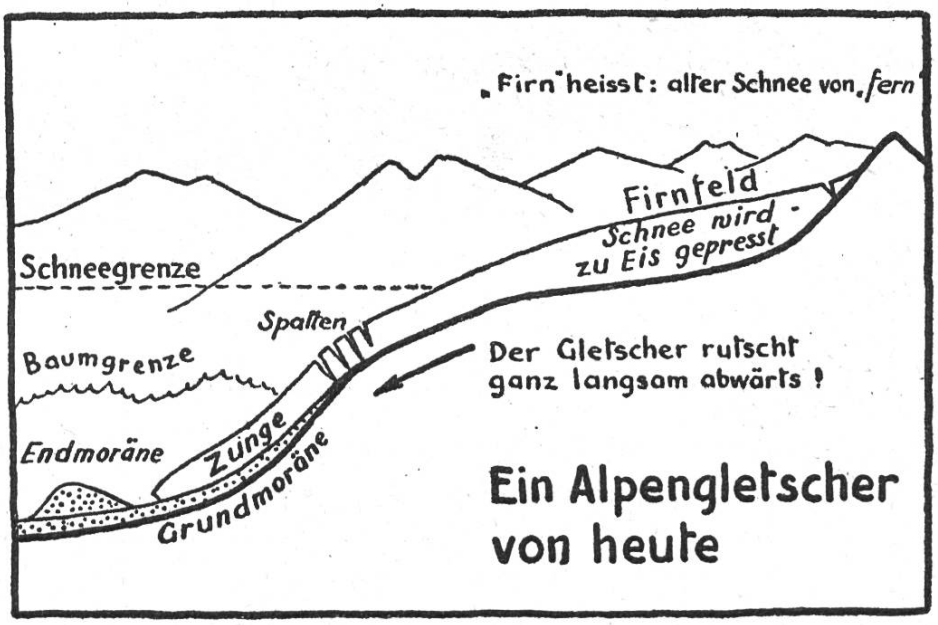


Es wurde kälter!

Der Winter wurde jedes Jahr etwas länger, und es schneite viel mehr. Der Sommer wurde kürzer, und es regnete oft. Der Schnee blieb auch im Sommer bis weit herunter liegen.
Die Tiere fanden in den Bergen nichts mehr zu fressen und wanderten weiter talwärts. Die Höhlenbärenjäger mussten ihre Heimat verlassen und den Tieren nachziehen, wenn sie nicht verhungern und erfrieren wollten.

Die Eiszeit

Grosse Gletscher krochen jetzt aus den Tälern hervor, weit ins Land hinaus. Da, wo heute Zürich steht, im Glatttal und im Reusstal, lag der Eisstrom wohl etwa dreihundert Meter dick!
Ütliberg und Zürichberg guckten als kahle Felsinseln aus der Eiswüste hervor.
Die Eiszeit war über unser Land gekommen! Es war für Menschen nicht mehr bewohnbar.



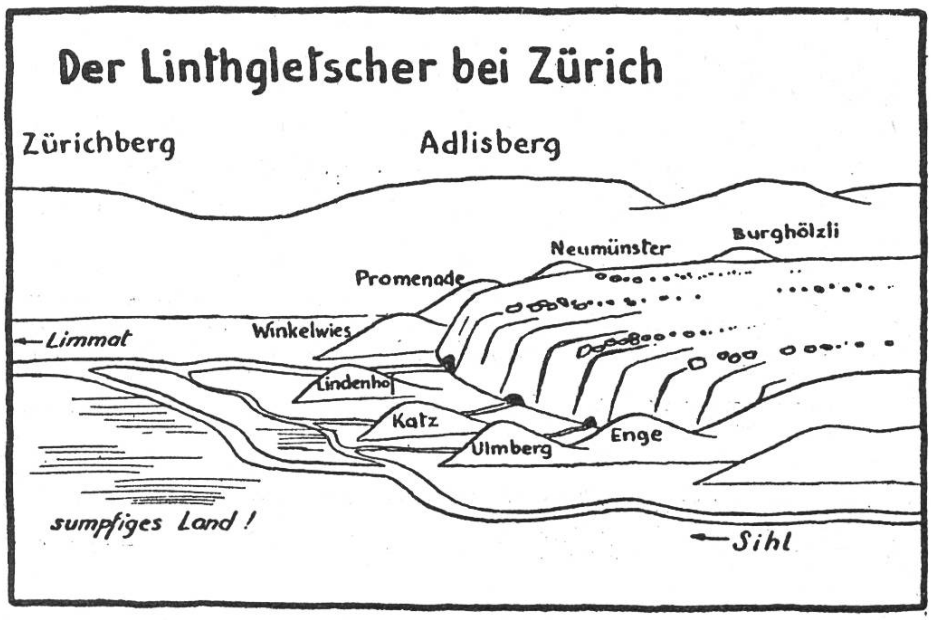
Die Gletscher der Eiszeit

waren gut zehnmal länger als ein Gletscher von heute. Der Linthgletscher reichte zum Beispiel aus den Glarner Alpen bis gegen Wettingen hinunter! Wohl 50000 Jahre lang lag fast die ganze Schweiz unter dem Eispanzer begraben.
Eiszeitgletscher: Rhein-, Reuss-, Aare-, Rhone- und Tessingletscher.

(Siehe Anmerkung 1, Seite 132)

Das Ende der Eiszeit

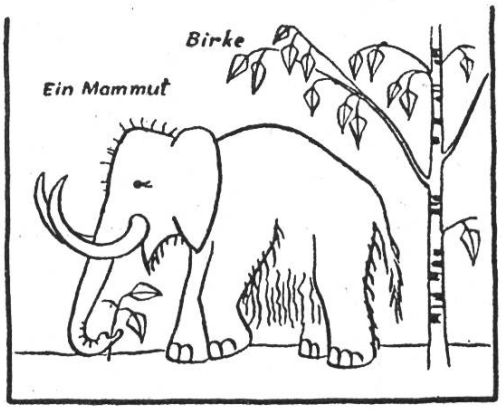
Vor etwa 12000 Jahren wurde es wieder wärmer. Die Gletscher schmolzen langsam zurück. Zwar blieb der Linthgletscher noch einmal ein paar tausend Jahre bei Zürich «stehen», wo er Moränenhügel aufhäufte: Kirchhügel Neumünster, Hohe Promenade, Winkelwies, Lindenhof, Katz (bot. Garten), Ulmberg und Kirchhügel Enge.



Pflanzen und Tiere am Ende der Eiszeit

Noch lag das Eis im Zürichseetal, aber auf dem Zürichberg und dem Ütliberg grünte es wieder. Da wuchsen allerlei Moose und spärliches Gras. Unten im Sihlfeld standen zwischen den Steinen schon kleine Birken und Föhren, und in den kurzen Sommern blühten und dufteten Alpenblumen im Geröll.

Tiere: Füchse, Hasen, Wildpferde und grosse Herden wilder Rentiere. Das Mammut, ein grosser pelziger Elefant, war damals schon fast ausgestorben.

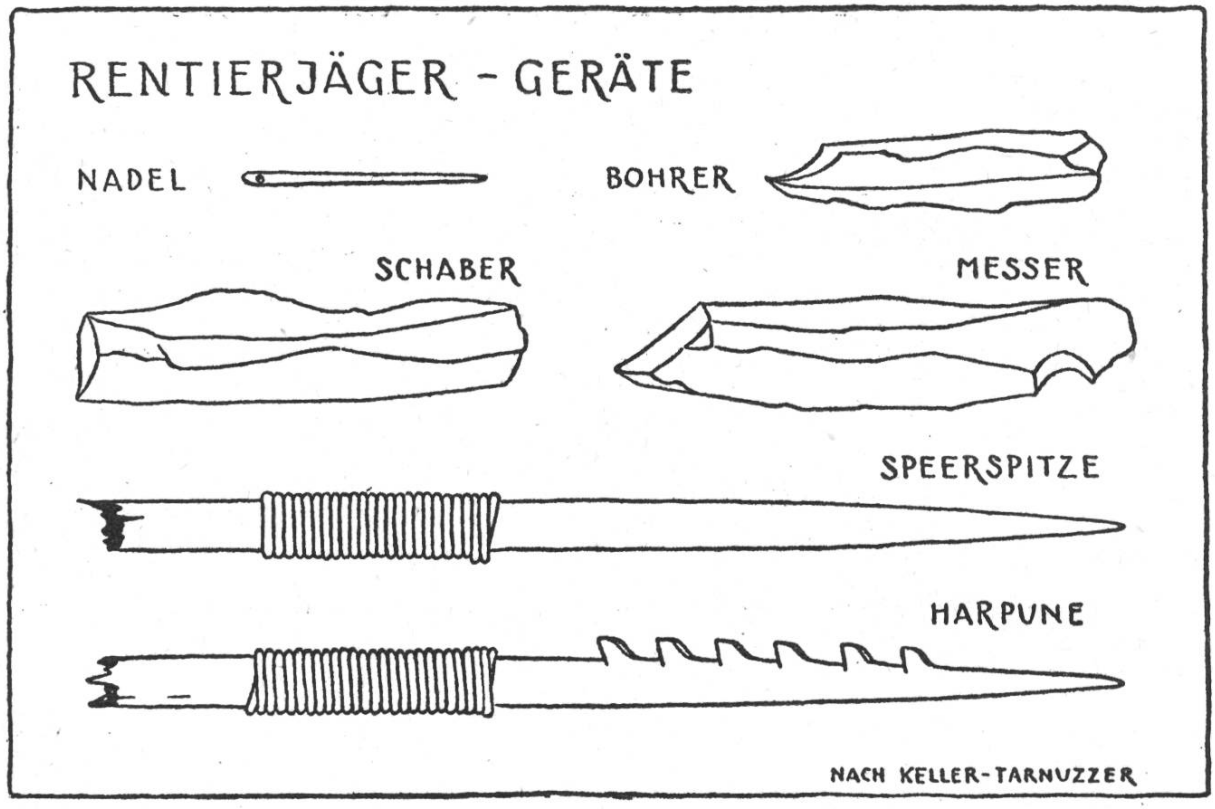


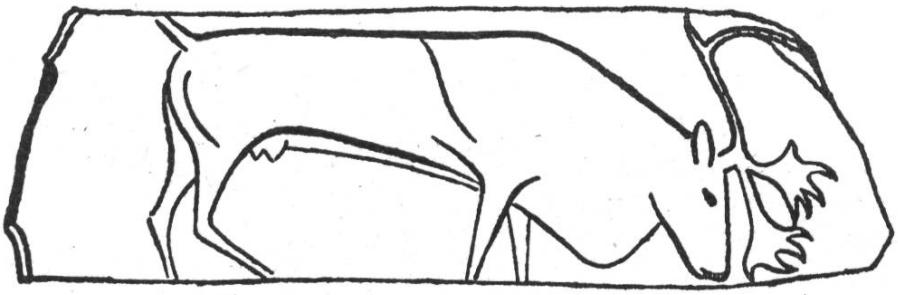
Die Rentierjäger (vor etwa 10000 Jahren)

Damals lebten auch wieder Menschen in unserer Gegend. Sie führten ein freies, aber auch beschwerliches Wanderleben. Sie zogen von Ort zu Ort den Rentieren nach und wohnten bald in Höhlen, bald unter freiem Himmel und wohl auch in Zelten aus Rentierhaut.

Auch sie machten sich Werkzeuge aus Stein und Knochen, aber viel besser und feiner als die Höhlenbärenjäger.

Unter den Rentierjägern gab es wahre Künstler, die sehr geschickt zu zeichnen verstanden. Besonders gern stellten sie die Tiere dar, die sie jagten. Einer von ihnen hat das weidende Ren auf der folgenden Seite mit einem Feuersteinsplitter auf einen Knochen geritzt.





(Siehe Anmerkung 2)

Topf und Mus

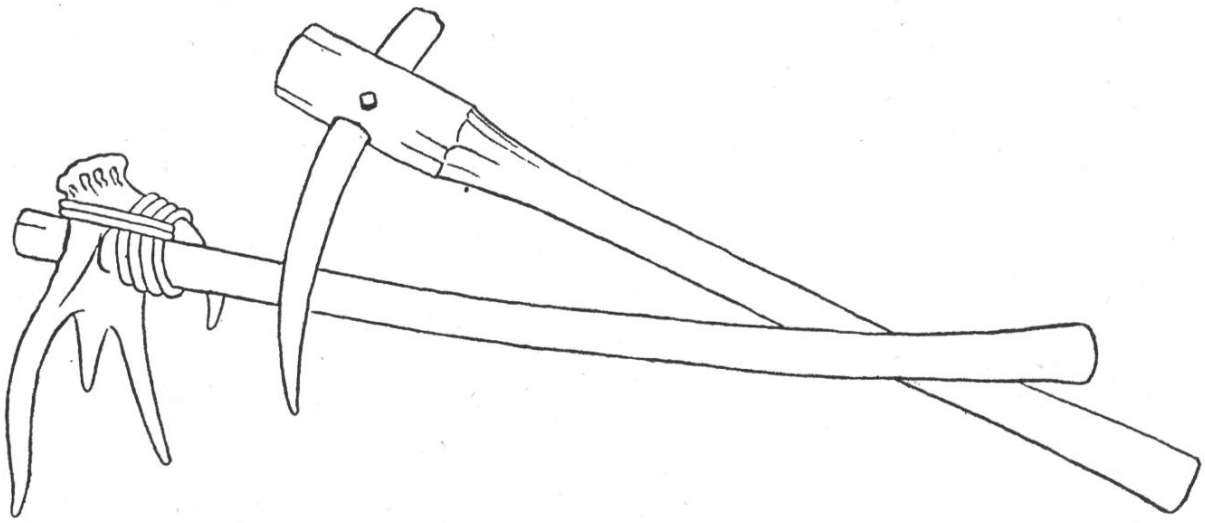
Wieder vergingen Jahrtausende. Eines Tages — es mag vor etwa 6000 Jahren gewesen sein — machte eine Frau eine der allerwichtigsten Erfindungen: Sie formte aus Lehm einen Topf und liess ihn trocknen. Das hatten vor ihr auch andere Frauen schon getan. Sie aber merkte, dass der Topf steinhart wurde, wenn man ihn ins Feuer stellte!

Bald nach dieser Erfindung machte sie noch eine zweite:

Sie zerquetschte eine Handvoll Körner wilder Getreidearten und tat sie in den Topf. Dann schüttete sie Wasser dazu und stellte den Topf ins Feuer. Bald fing der Brei an zu kochen. Er wurde dick und duftete herrlich. Die Frau hatte *im ersten Kochtopf das erste Mus* der Welt gekocht, und es schmeckte den Männern ausgezeichnet!

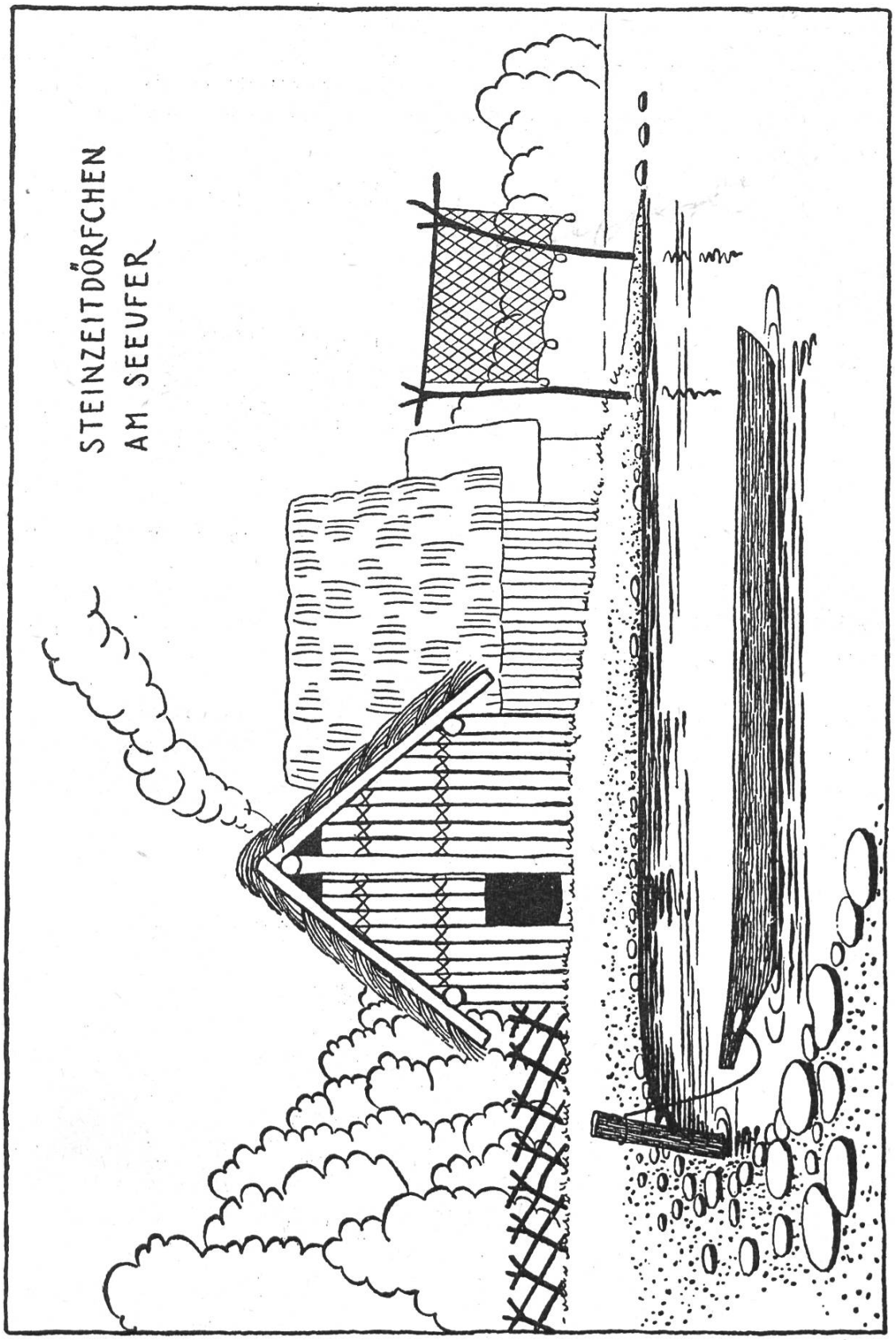
Die ersten Bauern

Etwa um das Jahr 3000 vor Christus fingen die Menschen in unserer Gegend an, Getreide zu pflanzen. Noch kannten sie den Pflug nicht. Der Boden wurde vor der Aussaat mit der Hacke aus Hirschhorn gelockert.
Jetzt zogen die Sippen nicht mehr umher, sondern erbauten sich Hütten in der Nähe ihrer Äcker.
Aus wandernden Jägern wurden «sesshafte» Bauern!

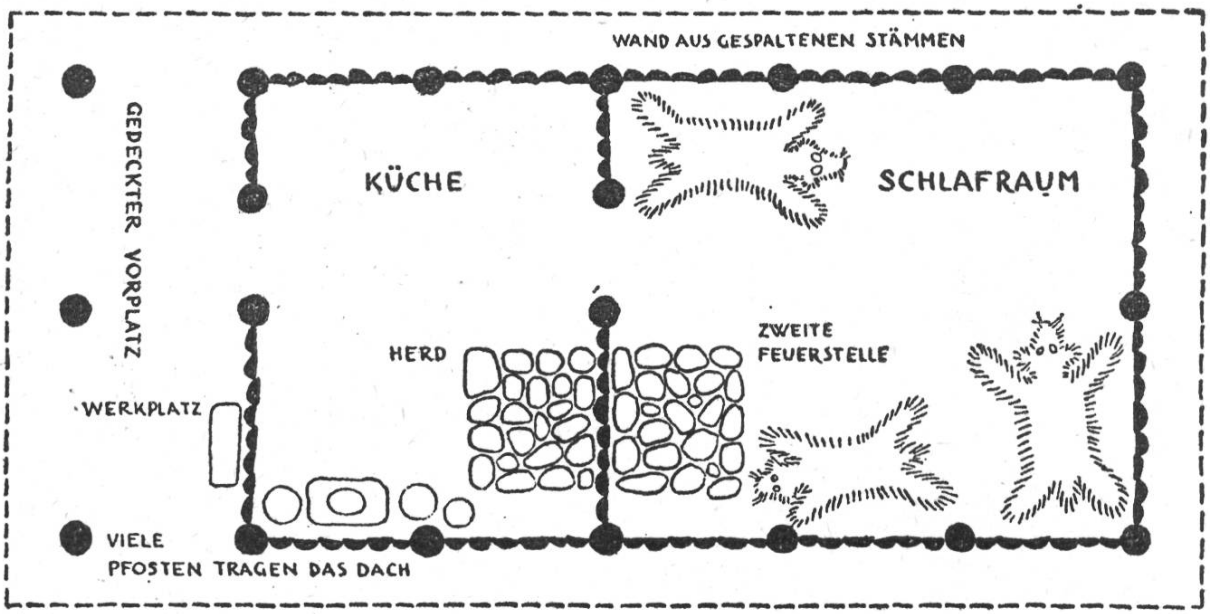


Die kleine Welt der Steinzeitbauern

Auf dem schmalen *Uferstreifen* zwischen Wald und See hat die Sippe ihr Dörfchen erbaut[3]). Es ist mit einem Viehhag aus starken Bengeln eingezäunt. Ganz nahe beim Dörfchen liegen die Gersten- und Weizenäckerlein und die Flachsblätze.
Gleich hinter dem Dorf beginnt der *Wald*. Dorthin gehen die Männer etwa, von ihren Spitzerhunden begleitet, zur Jagd. Abends gibt es dann im ganzen Dorf Hirschbraten! Zum Nachtisch isst man die Nüsse und Beeren, welche die Kinder im Wald gesucht haben.
Am Ufer liegen die langen, schmalen Kähne. Sie sind in mühsamer Arbeit mit den Steinbeilen aus einem Baumstamm hergestellt worden. Man nennt sie darum «Einbäume». Darin fahren die Fischer mit Netz, Angel und Harpune auf den *See* hinaus.
So leben die Steinzeitbauern zufrieden in ihrer kleinen Welt: Wald, Uferstreifen und See geben ihnen alles, was sie zum Leben brauchen.

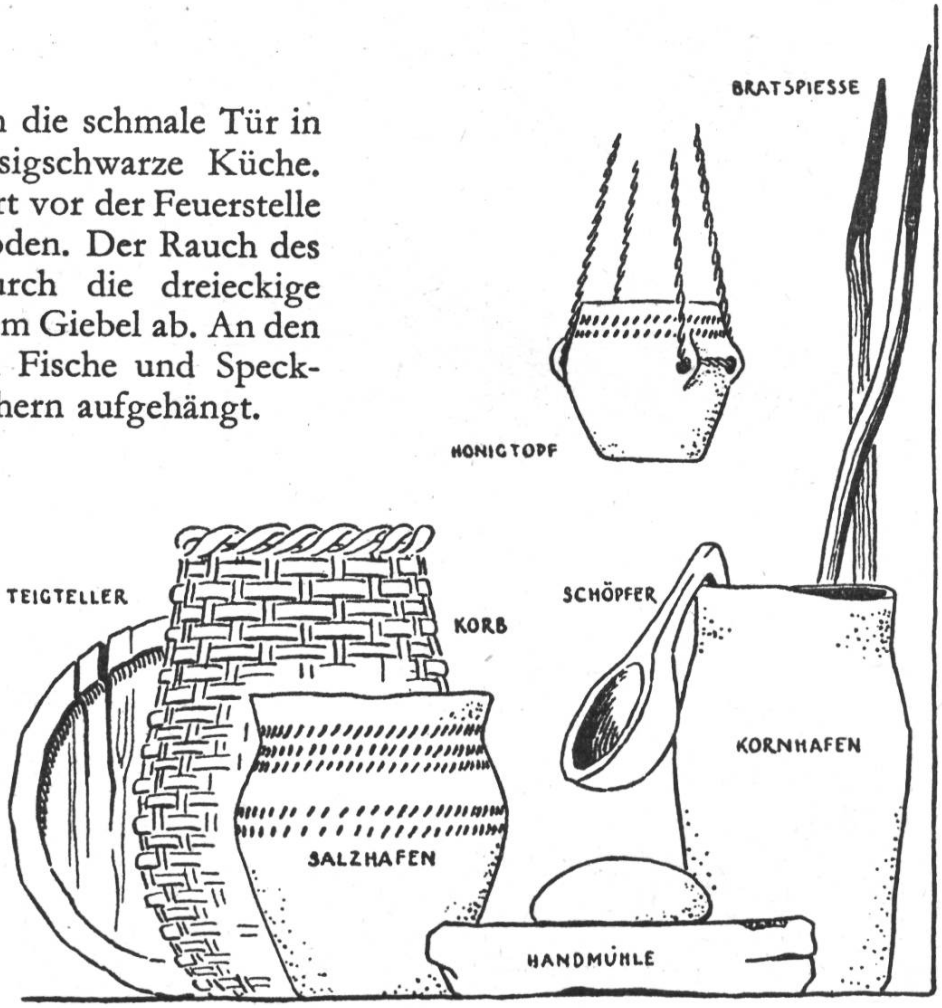

STEINZEITDÖRFCHEN
AM SEEUFER

GRUNDRISS EINES STEINZEITHAUSES

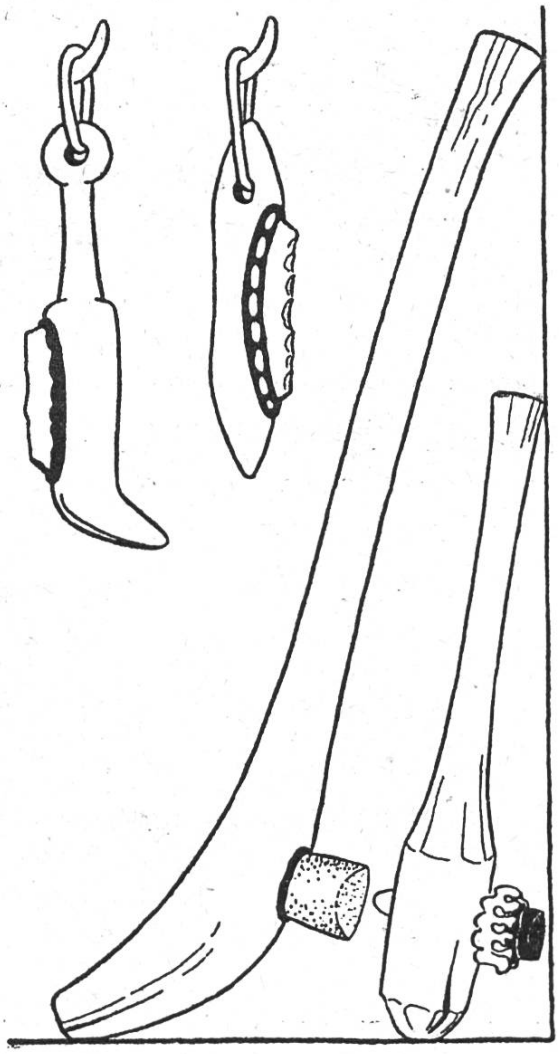


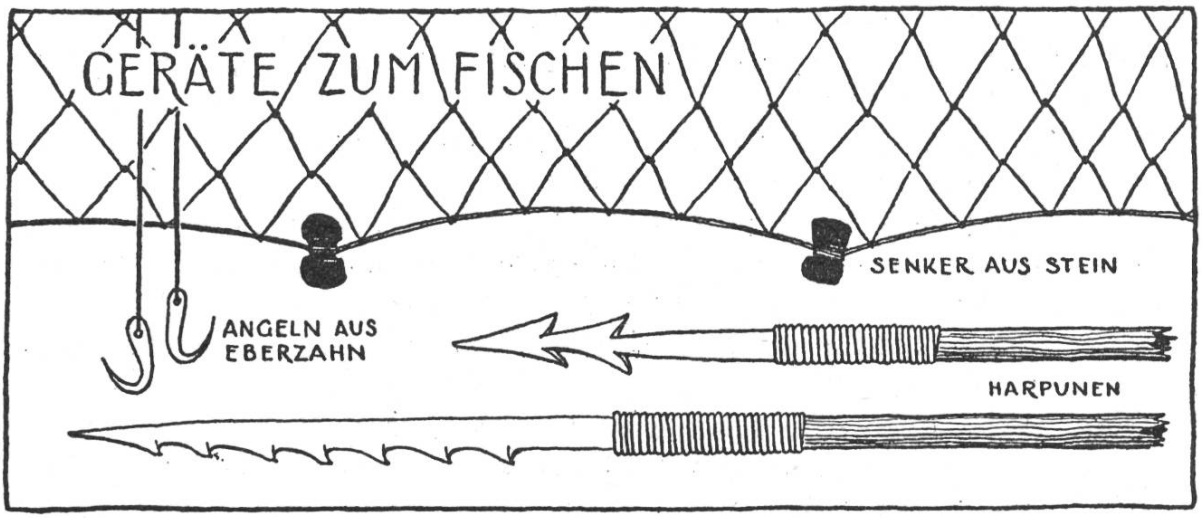
Im Steinzeithaus

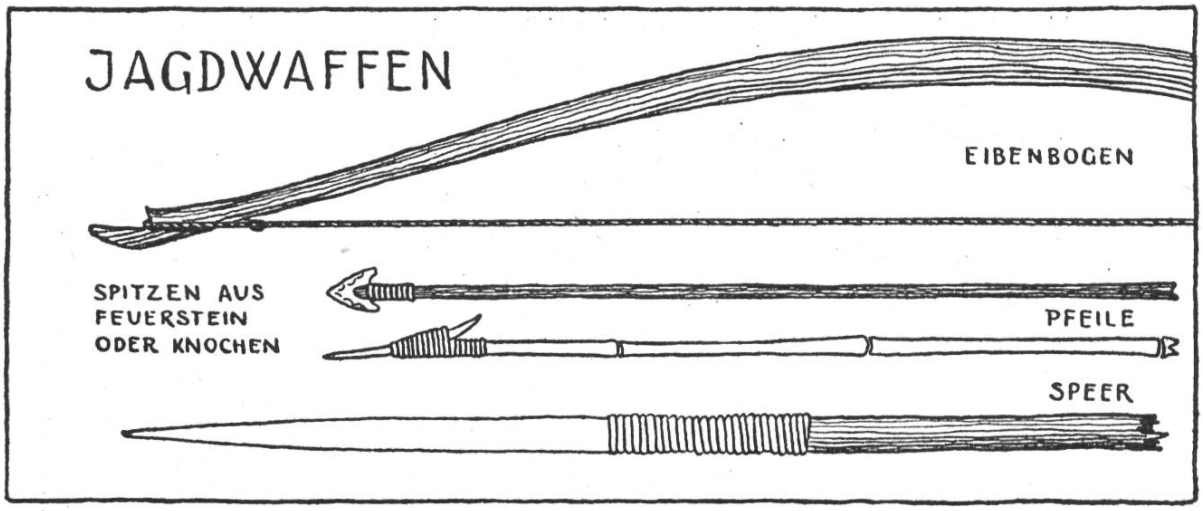
Wir treten durch die schmale Tür in die dunkle, russigschwarze Küche. Die Mutter kauert vor der Feuerstelle auf dem Lehmboden. Der Rauch des Feuers zieht durch die dreieckige Öffnung unter dem Giebel ab. An den Dachbalken sind Fische und Speckseiten zum Räuchern aufgehängt.



Neben dem Herd steht allerlei Haushaltgerät:
Eine flache Steinplatte, worauf mit einem kleineren Stein Körner zerrieben werden: das ist die Handmühle.
Dort ein Topf mit dem kostbaren Salz, das ein Händler aus den fernen Bergen gebracht hat.
In einem grösseren Topf werden Körner aufbewahrt; in einem ganz kleinen, der an Schnüren hängt, ist Honig. Alle diese Töpfe hat die Mutter aus Lehm selber geformt und am Feuer hartgebrannt.
Einer der Söhne hat ihr aus Holz einen Teigteller, einen Schöpflöffel und Bratspiesse geschnitzt.
Die Tochter hat den Korb aus Weidenruten geflochten.
In einer anderen Ecke der Küche stehen die Steinbeile der Männer[4]). An der Wand hangen Sicheln: gebogene Hölzer mit eingekitteten, messerscharfen Feuersteinklingen. Auch das kurze Feuersteinmesser ist in einen handlichen Holzgriff eingekittet.
Durch eine zweite Türöffnung betreten wir jetzt den Schlafraum. Hinter der Zwischenwand ist eine zweite Feuerstelle. Auf dem Boden liegen molligwarme Tierfelle[5]). An den Wänden hängen Jagdwaffen und Fischergeräte.







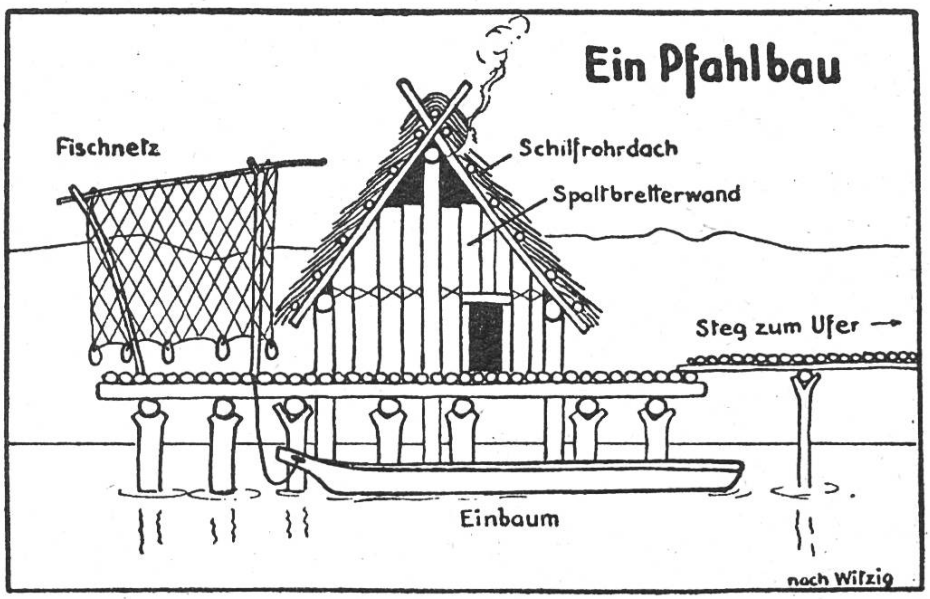
Einfache Zeittafel zur Wiederholung [6])

In unserem Lande lebten:

vor **100** 000 Jahren	**Höhlenbärenjäger**	**Altsteinzeit I**
		Eiszeit
vor **10** 000 Jahren	**Rentierjäger**	**Altsteinzeit II**
vor **5** 000 Jahren	**Die ersten Bauern**	**Jungsteinzeit**
		3000—1800 v. Chr.

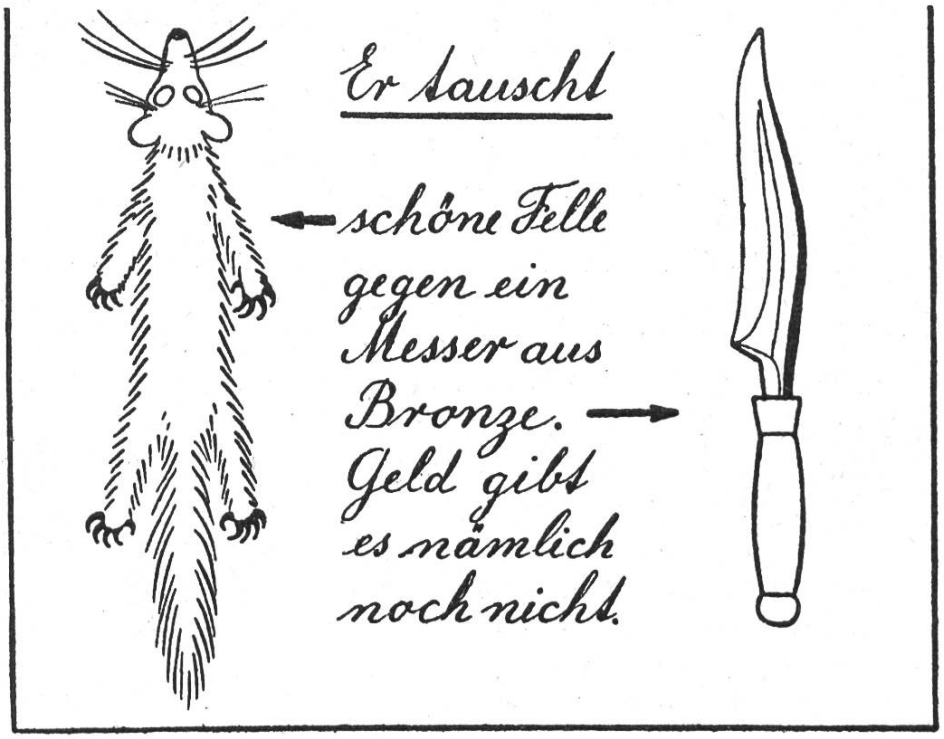
Pfahlbauten [7])

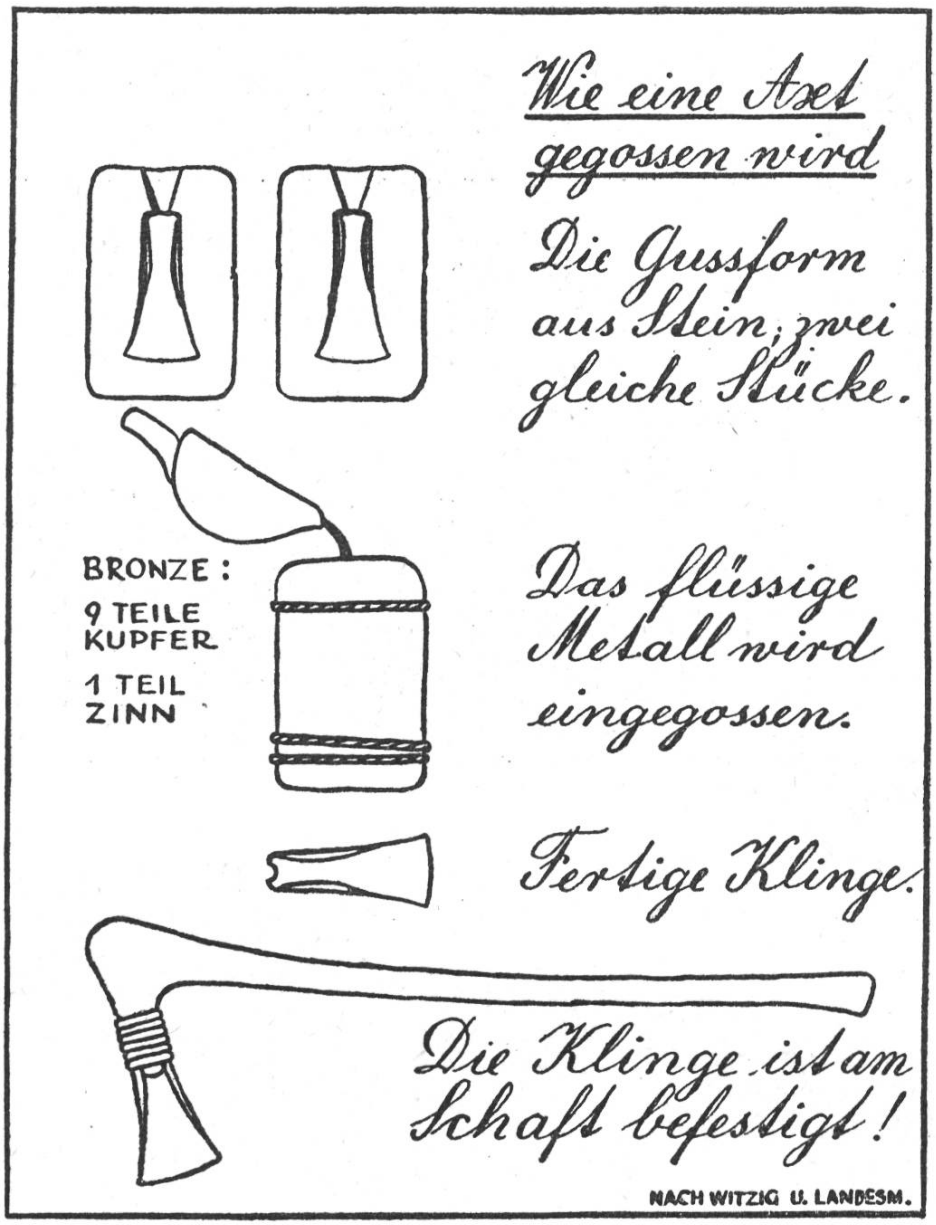
Damals gab es *vielleicht* auch Häuser, die auf Pfählen nahe am Ufer im Wasser standen. Solche Häuser nennt man «Pfahlbauten».



Die Bronzezeit beginnt

Fremde Händler bringen etwa ums Jahr 1800 v. Chr. ganz neuartige, glänzende Werkzeuge ins Steinzeitdorf. Dem Häuptling gefallen die Bronzegeräte . . .





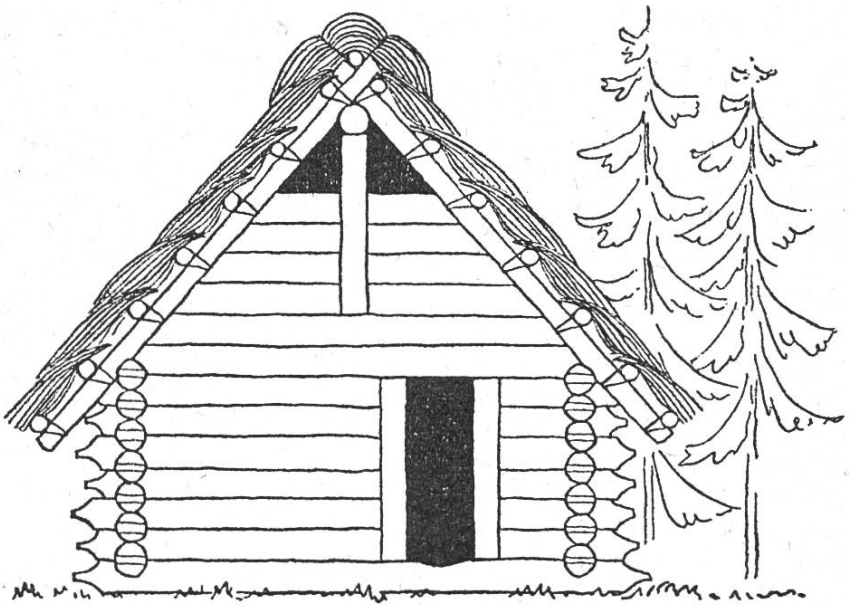
Zwei grosse Erfindungen: Bronzebeil und Blockhaus!

Nach dem Guss machte man die Schneide durch Hämmern und Abziehen hart und scharf.

Mit dem Bronzebeil liess sich schneller und genauer arbeiten als mit dem Steinbeil. Es ist gar nicht verwunderlich, dass bald nach der Bronzeaxt auch das *Blockhaus* «erfunden» wurde. Zum Bau eines einfachen Blockhauses braucht man nämlich nichts als gerade Tannenstämme, Ausdauer, ein gutes Augenmass und — als einziges Werkzeug — ein scharfes Beil.

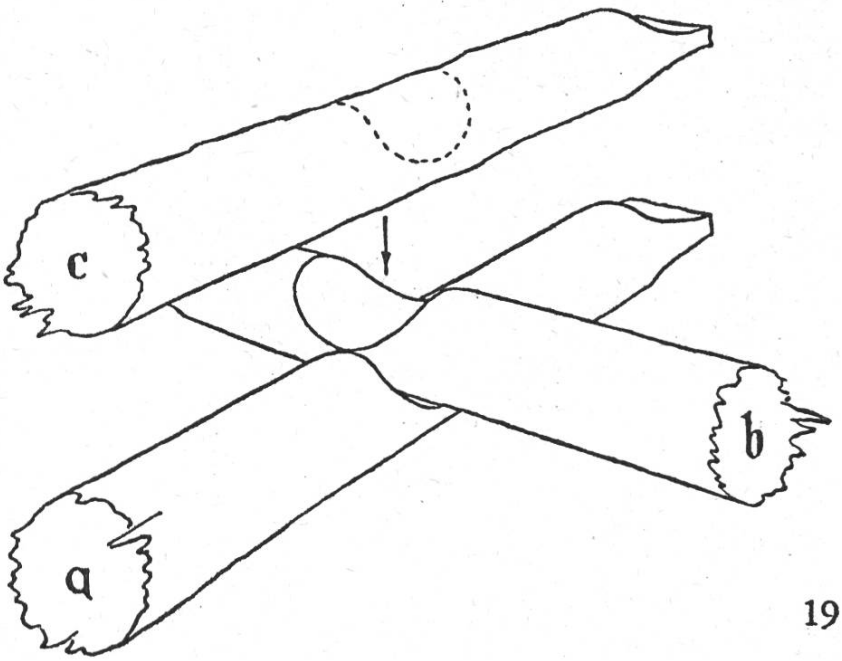
Das Dach konnte mit Stroh, Schilf oder Rinde gedeckt werden. In den Bergen baute man das Dach flacher und deckte es mit Steinplatten.

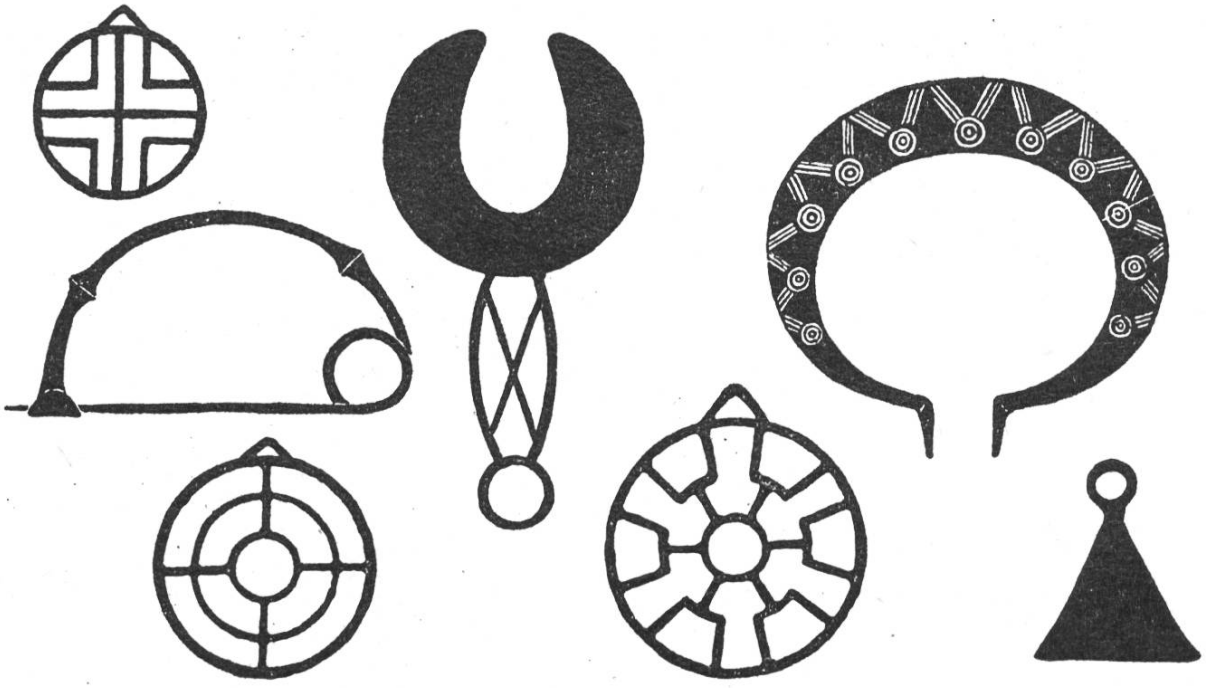
Ein Blockhaus ist sehr standfest und winddicht. Es hält im Sommer kühl und im Winter warm.
Überall in der Welt, wo Tannen wachsen, baut man auch heute noch gerne Blockhäuser.



Erklärung zur untenstehenden Zeichnung

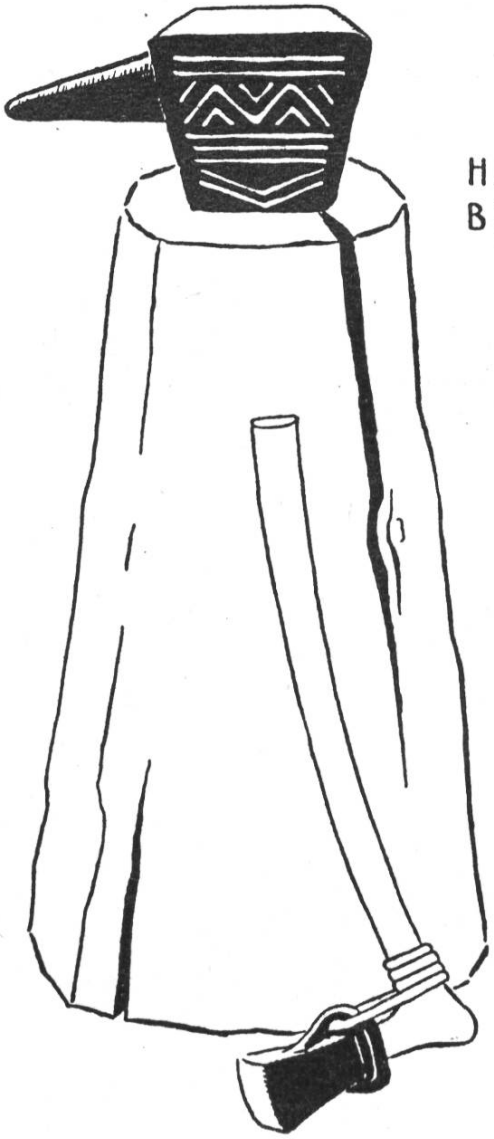
Die Hölzer a und b sind bereits zusammengefügt.
Jetzt wird das Holz c in den Ausschnitt von b gebettet (Pfeil). Erst, wenn es richtig liegt, wird darin mit dem Beil die Kerbe für das vierte Holz ausgehauen (punktierte Linie).
So lässt sich das ganze Haus aufbauen, wobei man kaum etwas messen oder anreissen muss.
Zum Schluss werden noch die Fugen mit Moos abgedichtet.





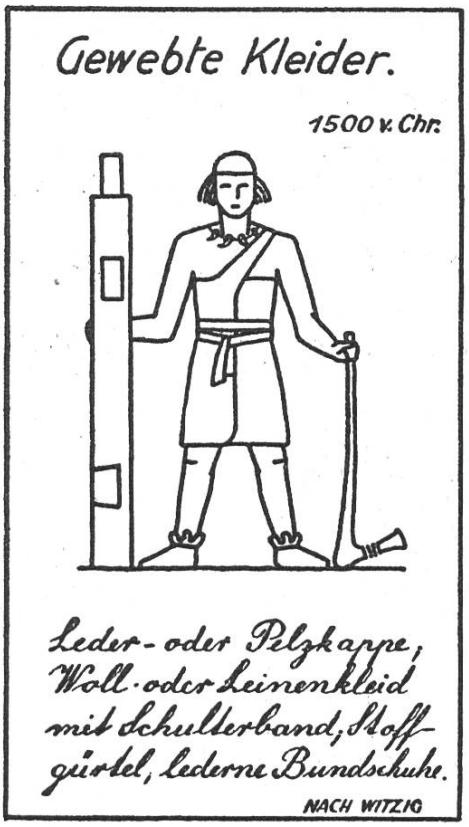
Schmuck und Kleidung[8]*) vor 3000 Jahren*

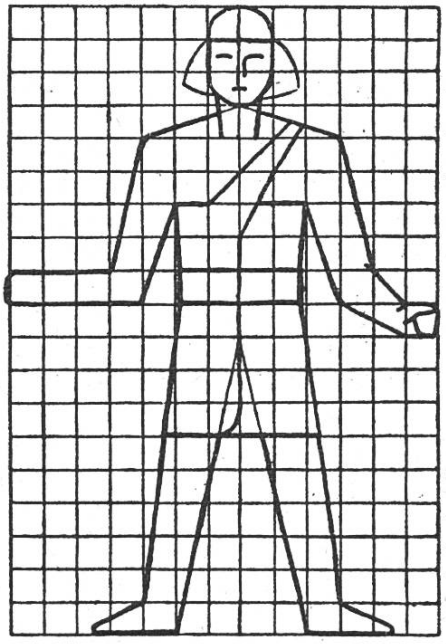
Schon die Steinzeitleute hatten grosse Freude an allerlei Schmucksachen:
Sie trugen Halsketten aus durchbohrten Knochen-oder Steinplättchen, Schneckenhäuschen oder Tierzähnen.
Jetzt, in der Bronzezeit, fertigten die Giesser sehr hübsche Dinge aus Bronze an: Kettchen, Haarnadeln, Gewandhaften, Armspangen und Anhänger.
Der schönste Schmuck für einen Mann war aber wohl immer noch die Halskette aus den Zähnen selbsterlegter Bären!



AMBOSS UND HAMMER EINES BRONZEGIESSERS

LANDESMUSEUM





Dieser „Mann im Netz" ist als Zeichenhilfe gedacht, er lässt sich auch als Römer, Ritter usw. kleiden.

Ein neues Volk erscheint

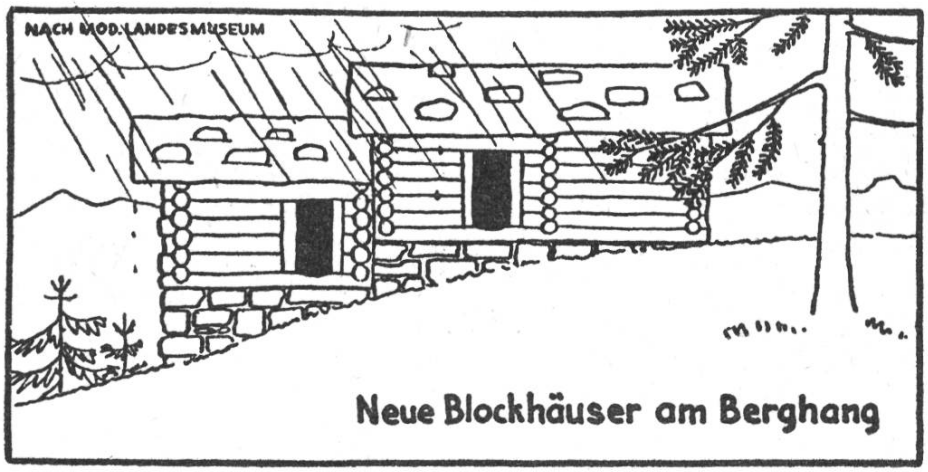
Gegen das Ende der tausendjährigen Bronzezeit geschah etwas Merkwürdiges:
In ganz Europa verschlechterte sich das Wetter, es wurde kühler! Die Menschen merkten bald, dass dies nicht nur eine vorübergehende Störung war. Besonders in nördlichen Gegenden fielen die Ernten jedes Jahr geringer aus. Die Hungersnot drohte. Manche Völker verliessen nun die Heimat und begannen südwärts zu wandern, wärmeren Gegenden zu.
Damals muss auch in unser Land ein fremdes Volk eingewandert sein.

Ein neues Metall, eine neue Zeit

Was damals aus den einheimischen Bronzezeitleuten geworden ist, weiss man nicht. Wahrscheinlich wurden sie besiegt und vertrieben. Die Eindringlinge besassen nämlich viel bessere Waffen aus einem neuen Metall, aus *Eisen.*
Man sagt, um das Jahr 800 v. Chr. habe eine neue Zeit begonnen: die *Eisenzeit!*

Neue Dörfer

Durch das anhaltend feuchte Wetter stiegen die Spiegel der Seen ganz langsam, aber stetig.
In den Dörfern am Seeufer wurde es immer feuchter und ungesunder, und schliesslich wurden sie ganz überschwemmt.
(Darum findet man heute die Überreste jener alten Dörfer im Schlamm unserer Seen, aber nie weit vom Ufer entfernt.)
Die Menschen bauten sich jetzt neue Häuser an den Abhängen der Hügel, wo das Wasser gut ablaufen konnte.



Neue Blockhäuser am Berghang

VON HELVETIERN UND RÖMERN

Die Helvetier

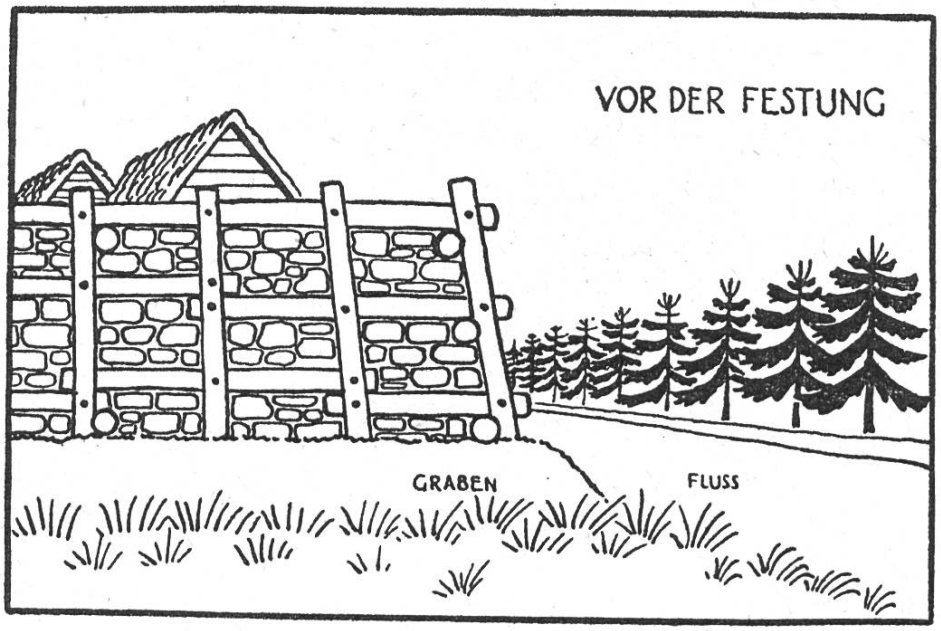
Einige Jahrhunderte nach dem Beginn der Eisenzeit wurde es schon wieder unruhig in unserer Gegend. Das mächtige Volk der *Kelten* jenseits des Rheins fing an, sich zu regen.
Der keltische Stamm der *Helvetier* drang in unser Land ein und setzte sich darin fest.
(Die Helvetier sind das erste Volk auf Schweizer Boden, *dessen Namen man kennt!* Noch heute nennt man darum unser Land in lateinischer Sprache «Helvetia», und dieser Name steht deshalb auf unseren Briefmarken und Geldstücken!)

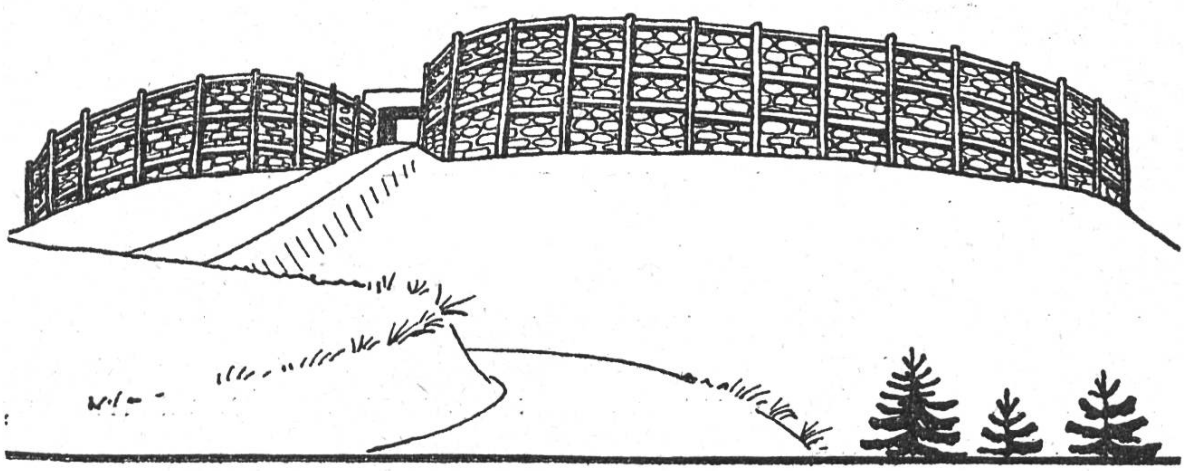
Unsichere Zeiten

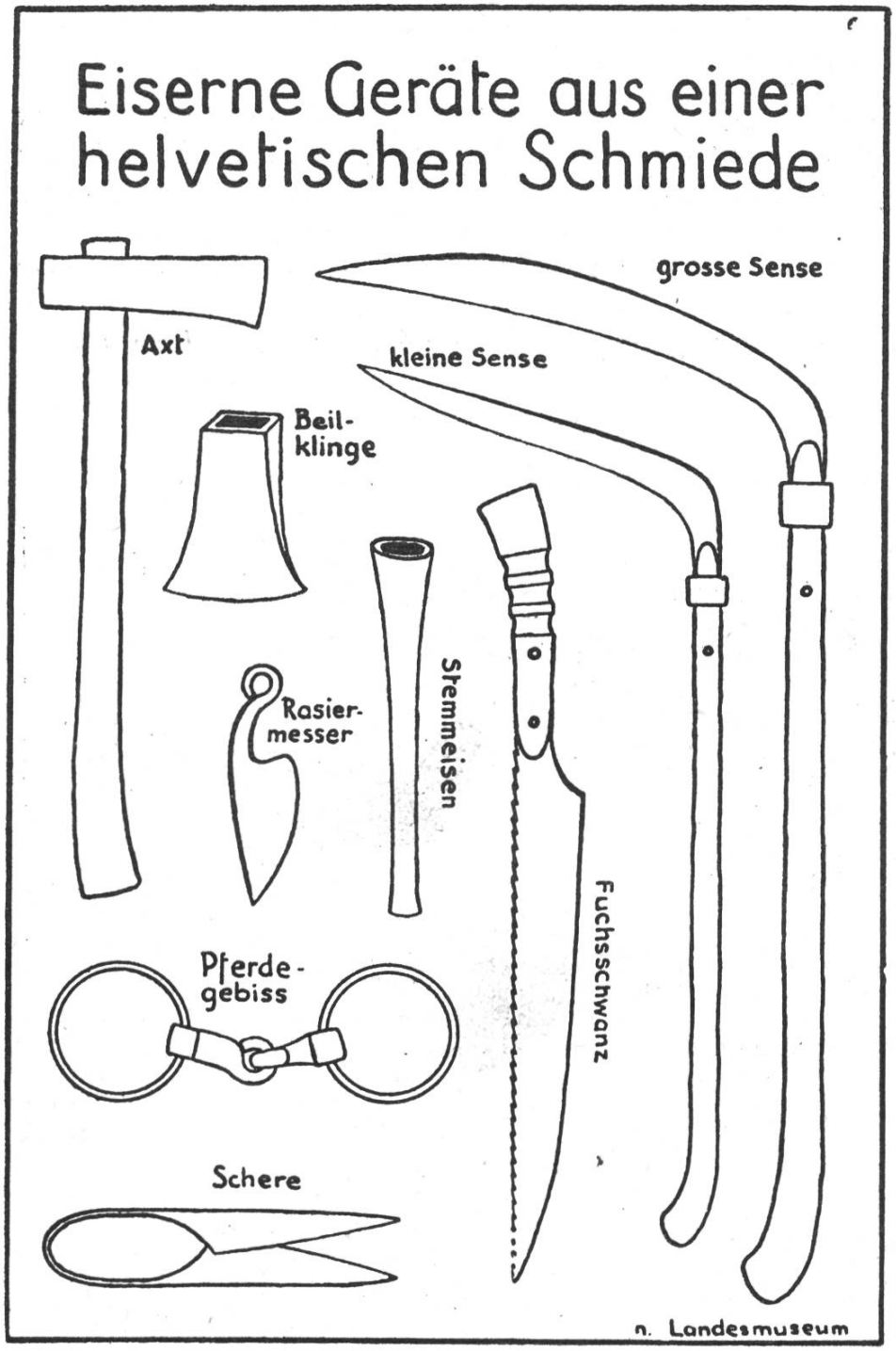
Jenseits der Alpen wurde gerade damals das Reich der *Römer* immer grösser und mächtiger. Aber auch die Nordgrenze Helvetiens war gefährdet; denn hinter dem Rhein, im alten Keltenlande, wohnten jetzt die kriegerischen *Germanen.*

Die Helvetier fühlten sich in unserem Lande bald *von Süden und Norden her bedroht!*

In jenen unsicheren Zeiten bauten die Helvetier wohlbefestigte *Fluchtburgen* an Orten, die man gut verteidigen konnte: auf Hügelkuppen oder in Fluss-Schleifen[9]).





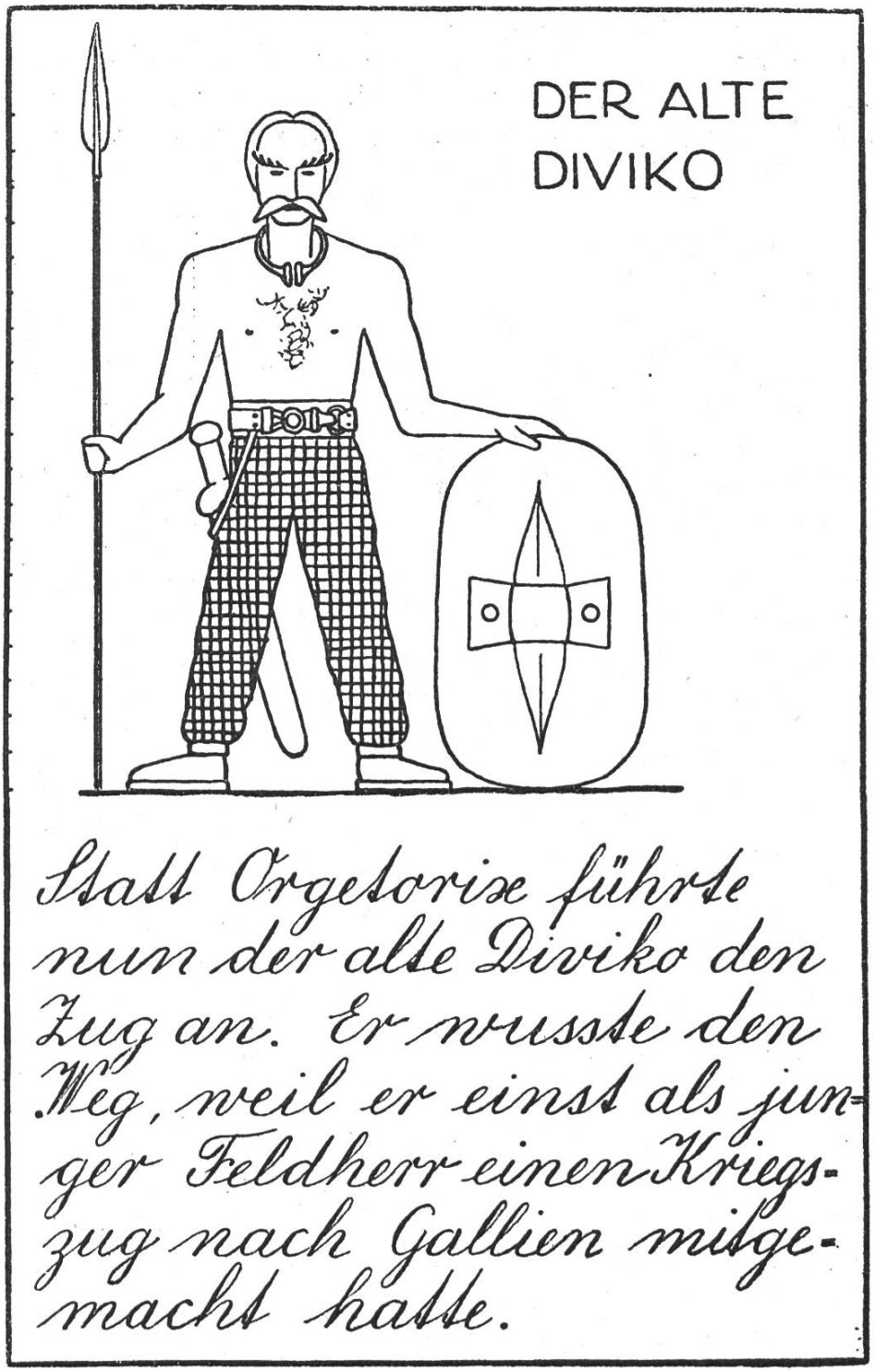


Ein gefährlicher Plan

Orgetorix, ein reicher helvetischer Fürst, machte den Vorschlag: «Wir ziehen hier aus, bevor es brenzlig wird. Wir marschieren nach Gallien, wo es sowieso schöner ist als hier! Dort erobern wir uns ein neues Land!» Gallien ist das heutige Frankreich. Auch die Gallier waren Kelten, also ein Brudervolk der Helvetier.

Ein unheimlicher Anfang

Bevor die Helvetier fortzogen, bekamen sie Streit mit Orgetorix. Sie hatten den Verdacht, er wolle sich zum König machen und sie dann in der neuen Heimat alle unterdrücken. Orgetorix sollte seine Unschuld vor Gericht beweisen. Es kam aber nicht dazu. Er nahm sich vorher selber das Leben. Nun brachen die Helvetier auf. Es war ein langer Zug von 300000 Menschen.



Ein böses Ende

An der helvetischen Grenze, bei Genf, stiessen die Helvetier auf ein römisches Heer. Römische Soldaten hatten nämlich vor vielen Jahren einen Streifen gallischen Landes jenseits der Grenze erobert.
Julius Caesar, der römische Feldherr, verwehrte den Helvetiern den Übergang über die Rhone.
Diviko führte jetzt sein Volk auf mühsamen Wegen durch die Schluchten des Jura nach Gallien hinein.
Aber die römischen Soldaten waren schneller! Auf Umwegen überholten sie die Helvetier und stellten sich ihnen bei der Stadt *Bibracte* entgegen. Trotz tapferer Gegenwehr erlagen die Helvetier der römischen Kriegskunst.

NACH EINEM GRABSTEIN AUS WIESBADEN

Helvetien wird römisch

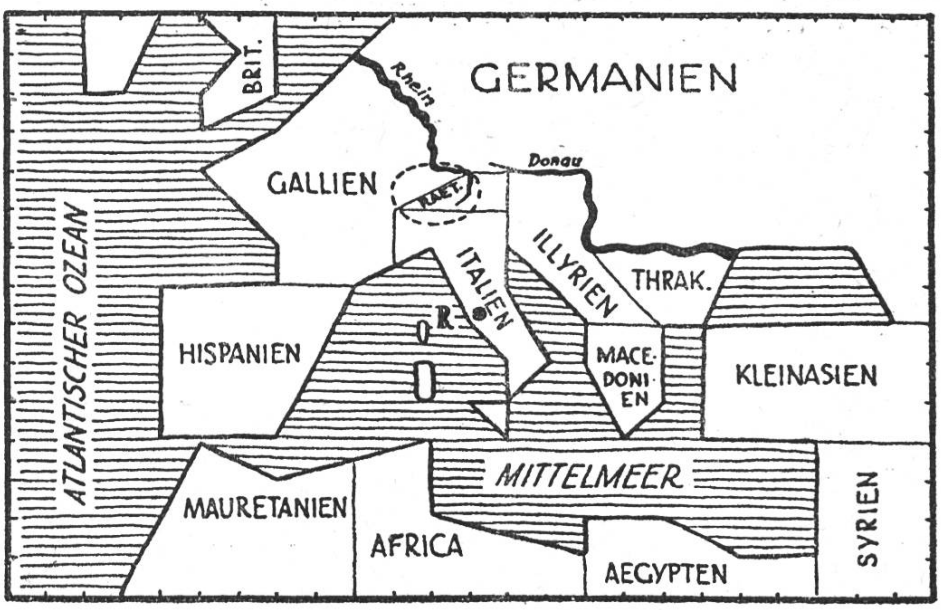
Den Überlebenden befahl Caesar: «Kehrt in euer Land zurück und schützt euere Grenze gegen die Germanen. Wir werden euch dabei helfen. Von jetzt an sollt ihr unsere Freunde und Verbündeten sein!»
So wurde Helvetien im Jahre 58 v. Chr. ein Teil des grossen Römischen Reiches.

Caesars Tod

Julius Caesar eroberte mit seinen Heeren jetzt noch andere, grössere Teile Europas und wurde der mächtigste Mann des Reiches. Gerade das passte aber vielen vornehmen Römern nicht.
14 Jahre nach der Unterwerfung unseres Landes wurde er in Rom meuchlings ermordet.
Wenige Jahre nach Caesars Tod riss ein anderer Mächtiger die Herrschaft an sich: *Augustus* wurde *der erste römische Kaiser,* und das Reich war von da an ein *Kaiserreich.*
Zu Ehren der beiden berühmten Männer benannte man später zwei Monate nach ihnen. Sie heissen noch heute: *Juli* und *August.*

Das Römische Kaiserreich

umfasste alle Länder *rings um das Mittelmeer.* Im Norden reichte es *bis zum Rhein und zur Donau.* Es war in *viele Provinzen* eingeteilt. (Schräg durch unser Land lief die Grenze zwischen den beiden Provinzen *Gallien* und *Raetien.*) In jeder Provinz regierte ein *Statthalter* als Stellvertreter des Kaisers. Der Kaiser selber hatte seinen Palast in der *Hauptstadt* des Reiches, in *Rom* (etwa 1 Million Einwohner!).

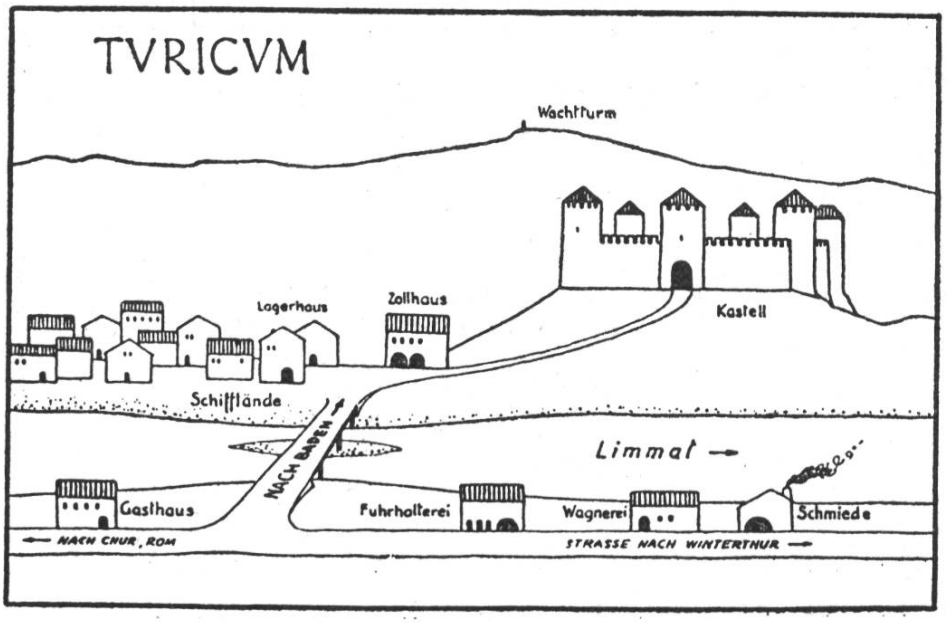


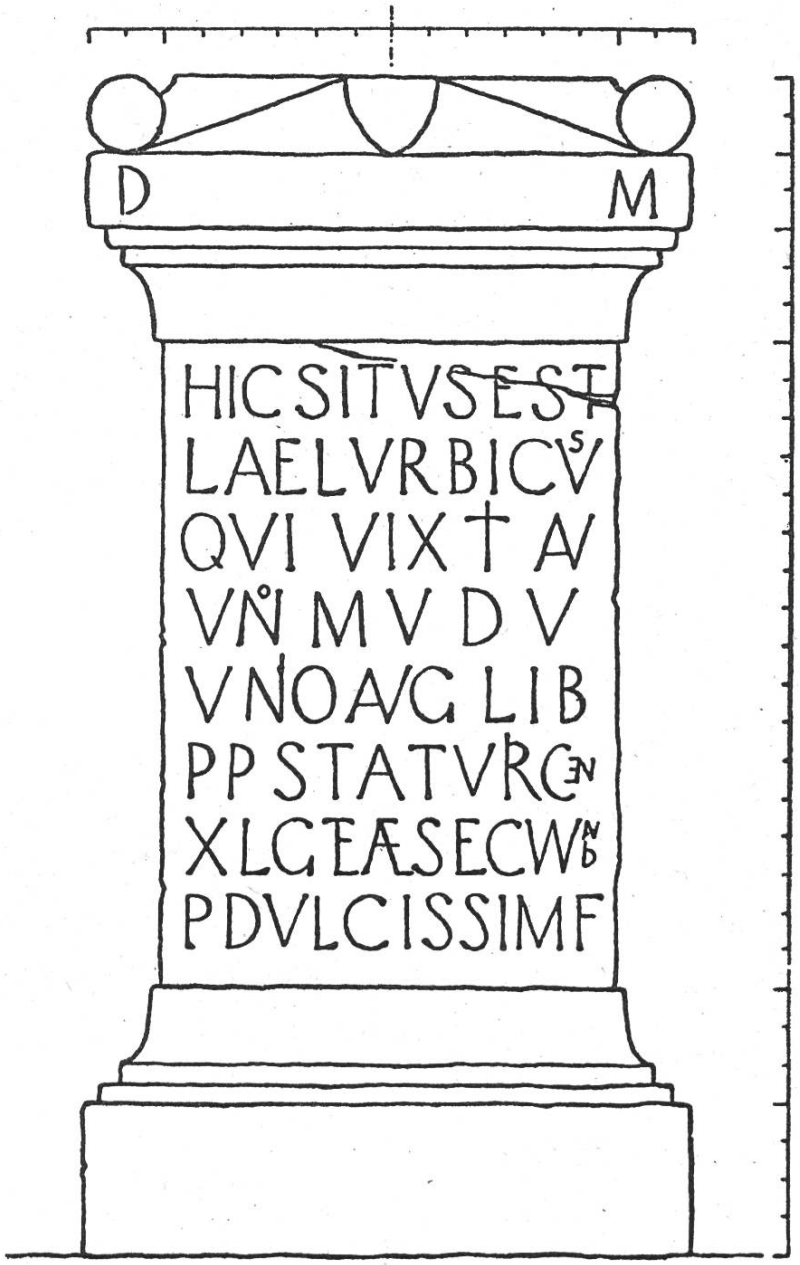
Römische Strassen

In jedem Lande, das die Römer eroberten, bauten sie sofort gute Strassen. Die römischen Feldherren wussten, dass rasche Märsche nur auf guten, trockenen Strassen möglich sind.
Auch für den Warenverkehr mit Wagen war ein weitverzweigtes Strassennetz notwendig.
Eine dieser Strassen führte zum Beispiel von Italien aus über den Malojapass ins Engadin, dann über Julier und Lenzerheide nach Chur und zum Walensee, von dort aus über Rapperswil und *Zürich* nach Baden und weiter nach Gallien (Frankreich) hinein.

Turicum

An der Stelle, wo diese Strasse über die Limmat führte, entstand das kleine Städtchen Turicum, *der älteste Teil unserer Stadt Zürich.*
Die Brücke befand sich etwas unterhalb der heutigen Gemüsebrücke; das Städtchen stand ungefähr da, wo heute das St. Peter-Quartier ist. Einzelne Häuser gab es aber auch auf dem rechten Limmatufer.
Die Händler, die mit ihren Waren aus Raetien kamen und nach Gallien weiter wollten, mussten in Turicum den *Zoll* bezahlen.
Jeden Tag kamen und gingen Fuhrleute mit Pferd und Wagen durch die kleine Stadt. Darum fanden hier Wagner, Hufschmiede und Gastwirte guten Verdienst.
Zum Schutze der Brücke stand *auf dem Lindenhof ein Kastell* mit Mauer und Türmen.
Von einem dieser Türme sind noch heute die Kellermauern zu sehen.



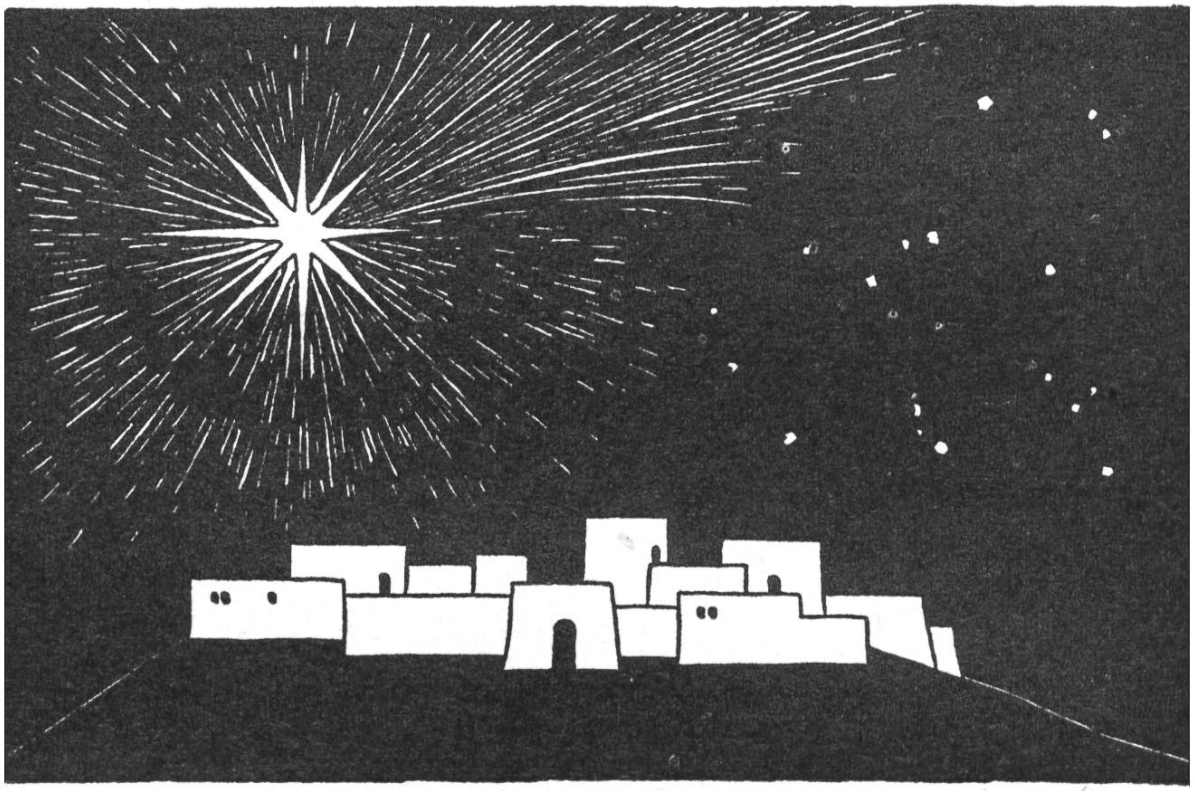


Dieser Stein wurde am Fusse des Lindenhofes gefunden. Heute ist er im Landesmuseum zu sehen. Die Inschrift ist natürlich lateinisch[10]). Auf deutsch lautet sie ungefähr so:
«Hier ist begraben Lucius Aelius Urbicus. Er lebte ein Jahr, 5 Monate, 5 Tage. Unio, Vorsteher der Zollstation Turicum, und Aelia, die Eltern, setzten diesen Stein ihrem süssesten Söhnchen»
Der kleine Lucius, sein Vater und seine Mutter sind *die allerersten «Zürcher», die wir dem Namen nach kennen.*

DAS CHRISTENTUM IM RÖMERREICH

Christi Geburt

Zu der gleichen Zeit, da das kleine Städtchen Zürich am Nordrande des grossen Römischen Reiches erbaut wurde, geschah in einem andern kleinen Städtchen am Ostrande des Riesenreiches ein wunderbares Ereignis:
In Bethlehem wurde Jesus Christus geboren.



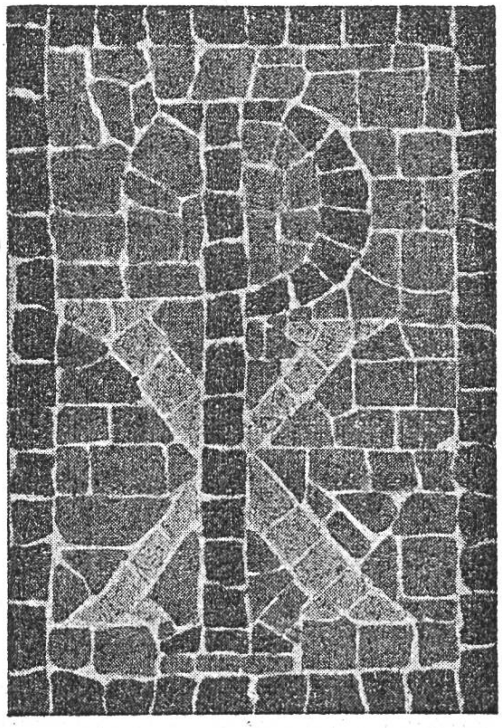
Die Ausbreitung des Christentums

Im folgenden Jahrhundert verbreiteten die *Apostel* die Lehre Christi im Römischen Reich. Auch in der Hauptstadt Rom gab es bald eine grosse Christengemeinde.
Was sagten die römischen Kaiser zur Ausbreitung des Christentums?
Manche wurden selber Christen.
Andere wieder dachten: «In den Tempeln unseres Reiches werden so viele Götter angebetet, und es gibt so viele verschiedene Religionen, dass es ganz gleichgültig ist, wenn noch eine neue dazukommt!»
Es gab aber auch Kaiser, welche die Christen hassten. Sie konnten es nicht ertragen, dass diese Menschen nur an einen einzigen Gott glaubten und sich weigerten, auch den Herrscher des Reiches als Gott zu verehren und ihm Opfer darzubringen.

Dieses Zeichen hat man auf vielen römischen Fundstücken entdeckt, auf Grabsteinen, Öllämpchen, Mosaikböden usw. Es war das Zeichen der Christen. [11]

Erklärung:

X ist ein griechisches CH
P ist ein griechisches R
Zusammen: CHR
CHRISTUS



Christenverfolgungen

Solch feindlich gesinnte Kaiser waren entschlossen, das Christentum auszurotten. Zu Tausenden wurden die Christen gefangen, im Zirkus den wilden Tieren vorgeworfen, lebendig verbrannt oder gekreuzigt.
Als aber die heidnischen Römer sahen, wie gefasst und mutig die Verfolgten ihre Leiden ertrugen, da bekehrten sich viele von ihnen zu dem neuen Glauben, der den Menschen solch wunderbare Kraft gab.

Felix, Regula und Exuperantius

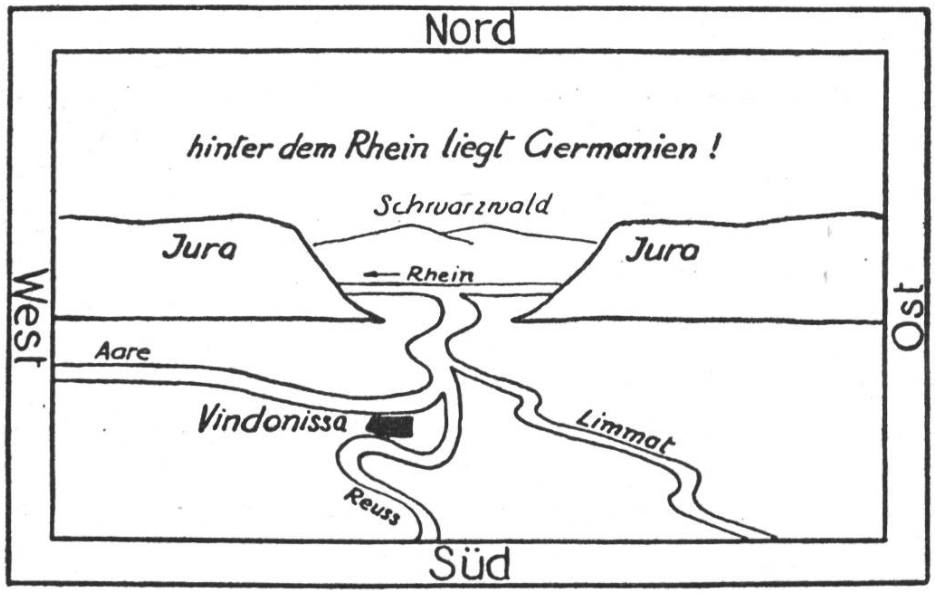
Die letzte grosse Christenverfolgung brach um das Jahr 300 aus, als Kaiser Diokletian regierte. Das römische Heer sollte die grausige Aufgabe im ganzen Reich durchführen.
Auch ins Wallis wurde deshalb eine Abteilung Soldaten geschickt. Diese Soldaten waren aber selber Christen und weigerten sich, ihre Glaubensbrüder zu verfolgen.
Zur Strafe verurteilte das Militärgericht den Hauptmann Mauritius und jeden zehnten Mann seiner Truppe zum Tode.
Von den Überlebenden zogen jetzt einige nordwärts ins helvetische Land: Ursus und Viktor nach Solothurn; Felix, seine Schwester Regula und sein Kamerad Exuperantius nach Turicum. Dort predigten sie das Evangelium und tauften die Bekehrten.

Bald aber wurden sie gefangengenommen und auf das Kastell vor den Statthalter Decius geführt. Dort sollten sie ihren Glauben abschwören und vor dem Standbild des Kaisers opfern.
Sie widerstanden. Decius liess sie geisseln und abermals vorführen.
Wieder blieben sie standhaft. Nun wurden sie an die Stelle geführt, wo heute die Wasserkirche steht und dort enthauptet.
Die Gerichteten aber nahmen ihre Häupter in die Hände und schritten den nahen Hügel hinan.
Jetzt steht an jenem Abhang über der Limmat das Grossmünster, und die drei Stadtheiligen sind heute auf dem Zürcher Siegel zu sehen.
Einer der folgenden Kaiser aber, der grosse Konstantin, machte dem Grauen ein Ende und erhob das Christentum zur römischen Staatsreligion (313).

VERTEIDIGUNG UND NIEDERGANG DES REICHES

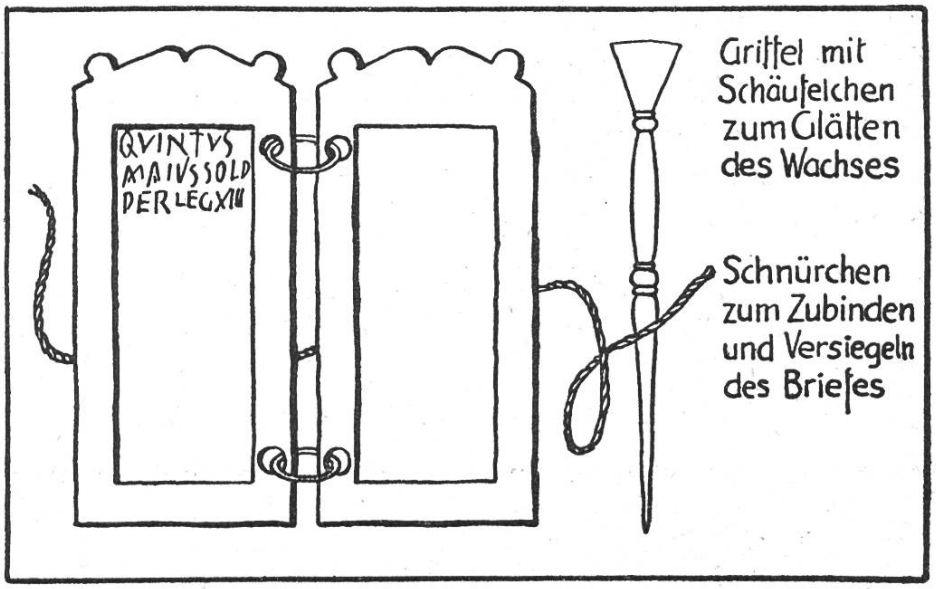
Vindonissa

Unser Land lag am Nordrande des Römischen Reiches. Es war also ein Grenzland. Darum sah man hier immer besonders viele Soldaten.
An den grossen Strassen erhoben sich da und dort Kastelle mit einer römischen Besatzung. (Wie in Turicum.)
Eine richtige Soldatenstadt war Vindonissa (Windisch). Sie lag an gut geschützter Stelle zwischen Aare und Reuss.
Hier war ständig eine ganze Legion einquartiert, das war eine Truppe von etwa 10000 Mann. Die Legionäre mussten stets bereit sein, an den Rhein zu marschieren, um die Grenze gegen die Germanen zu verteidigen.



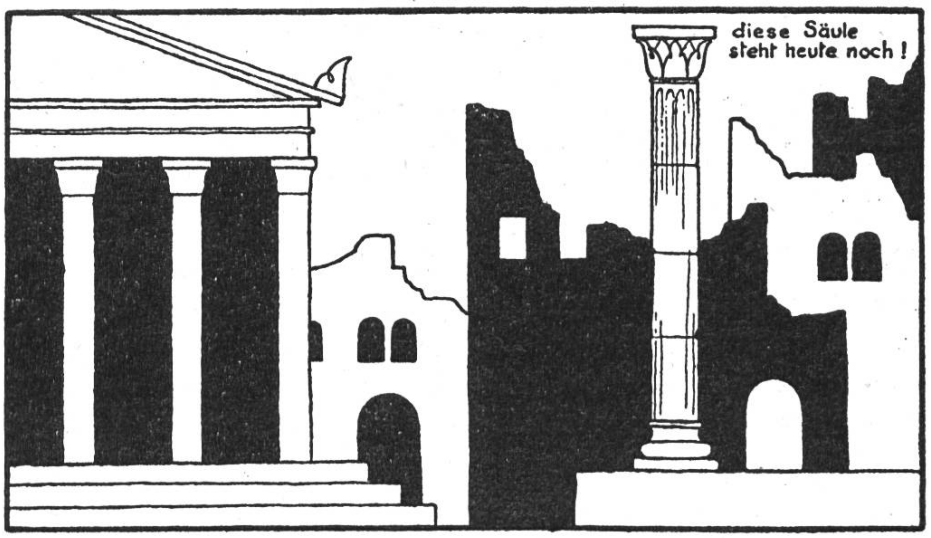
Ein römischer Brief

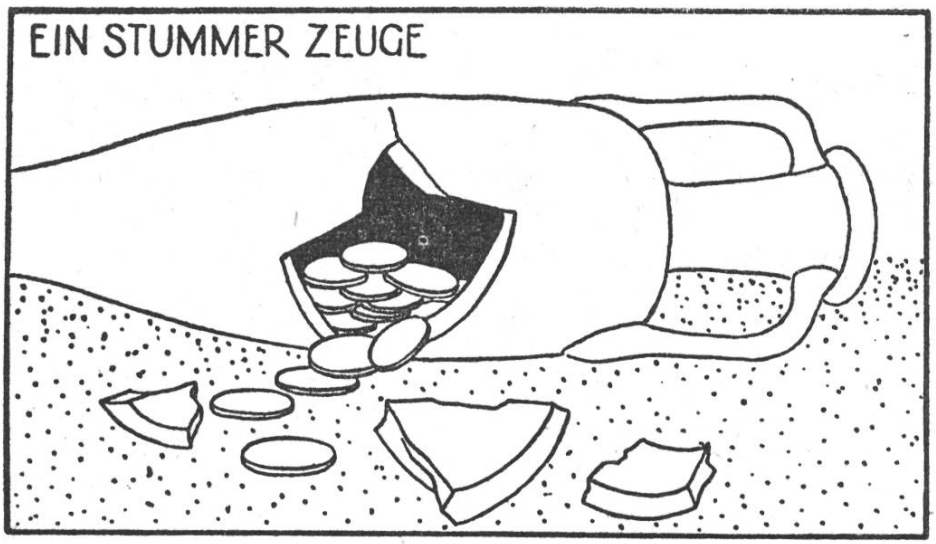
Ein Soldat aus Vindonissa wollte an seinen Freund Quintus schreiben. Aber der Brief wurde nicht fertig und blieb liegen. — Warum?
Musste der Legionär vielleicht plötzlich mit seiner Kompagnie aufbrechen? Ist er vielleicht an der Grenze gefallen? — Erst vor einigen Jahren hat man den angefangenen Brief im Schutt des Lagers gefunden.



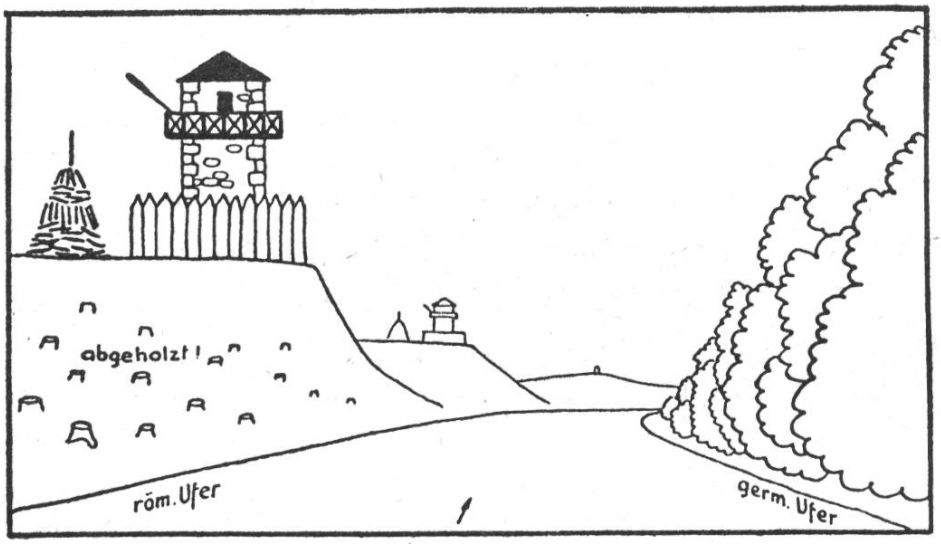
Alamannischer Überfall

Im Jahr 260 überfielen die Alamannen (ein germanischer Stamm) unser Land und drangen in einem schrecklichen Raubzug bis nach Aventicum vor. Die schöne Hauptstadt Helvetiens war nachher ein rauchender Trümmerhaufen.





Welcher Römer oder Helvetier hat wohl sein Geld in diesem Weinkrug vor den Alamannen versteckt? Was ist wohl aus dem Besitzer geworden? Ist er vielleicht nach Italien geflüchtet und nie zurückgekehrt? Ist er beim Überfall ermordet worden? Wir wissen es nicht.



Eine neue Verteidigungslinie

Die römischen Legionäre vermochten zwar die Germanen wieder hinter den Rhein zurückdrängen. Aber es kamen in den nächsten hundert Jahren doch immer wieder solche Überfälle vor.
Darum bauten die römischen Sappeure um 360 am Rhein fünfzig neue Wachttürme und eine neue Soldatenstadt ganz nah an der Grenze. Sie hiess *Basilea*. Später ist daraus die Stadt Basel geworden.
Von diesen Wachttürmen sind da und dort noch Überreste vorhanden.

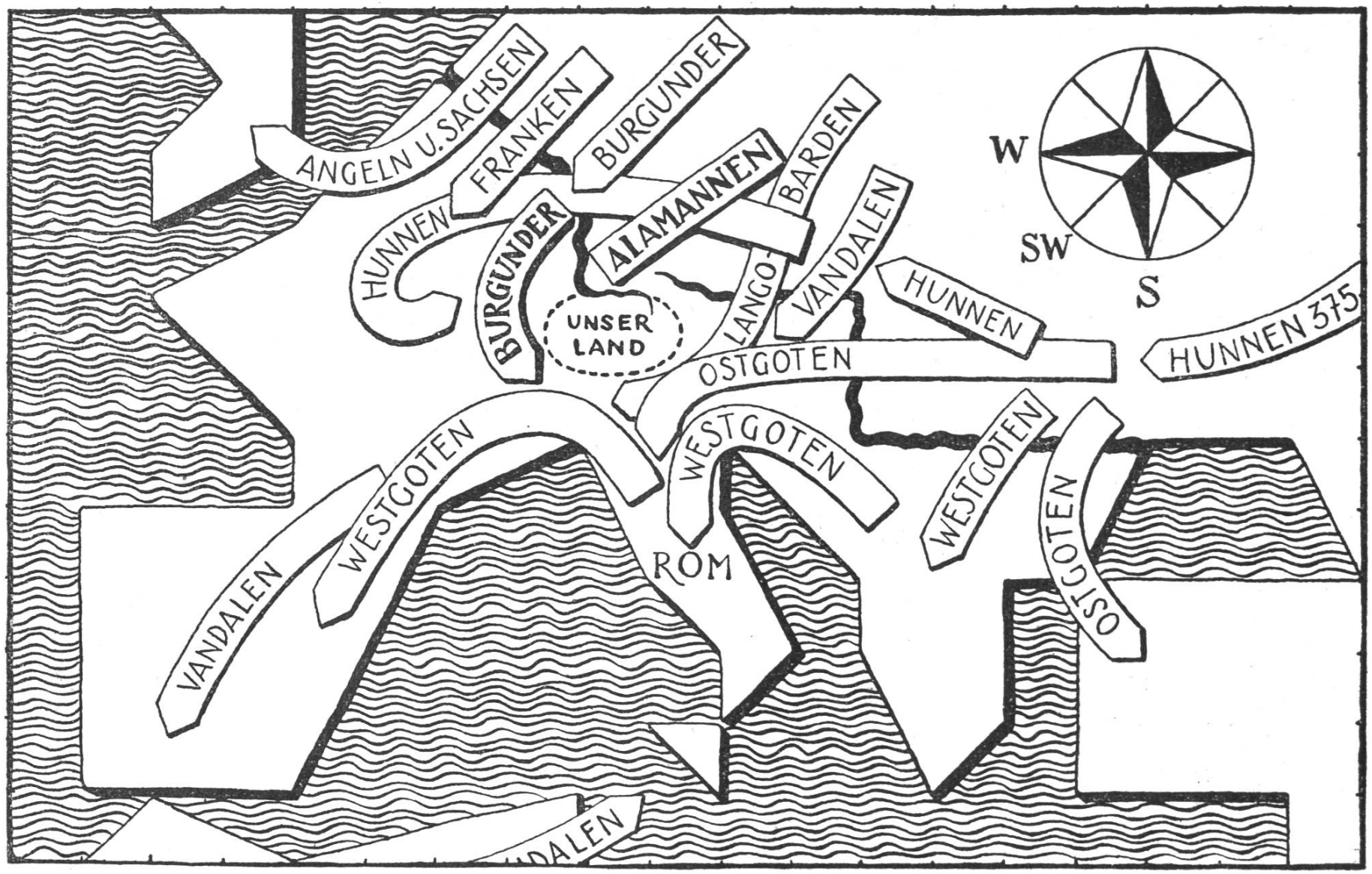
AUS DER ZEIT DER VÖLKERWANDERUNG

Die Völkerwanderung [12])

Am Ende des vierten Jahrhunderts begannen viele germanische Völker unaufhaltsam nach Süden und Westen zu wandern. Das römische Reich brach unter diesem Ansturm zusammen. Die Hauptstadt Rom wurde im Jahre 410 von den Westgoten erstürmt.
Es gab aber auch nachher noch immer einen römischen Kaiser, und manche Teile des Reiches wurden von den andrängenden Völkern erst viel später erobert. *Auch unser Land blieb vorerst noch verschont.*

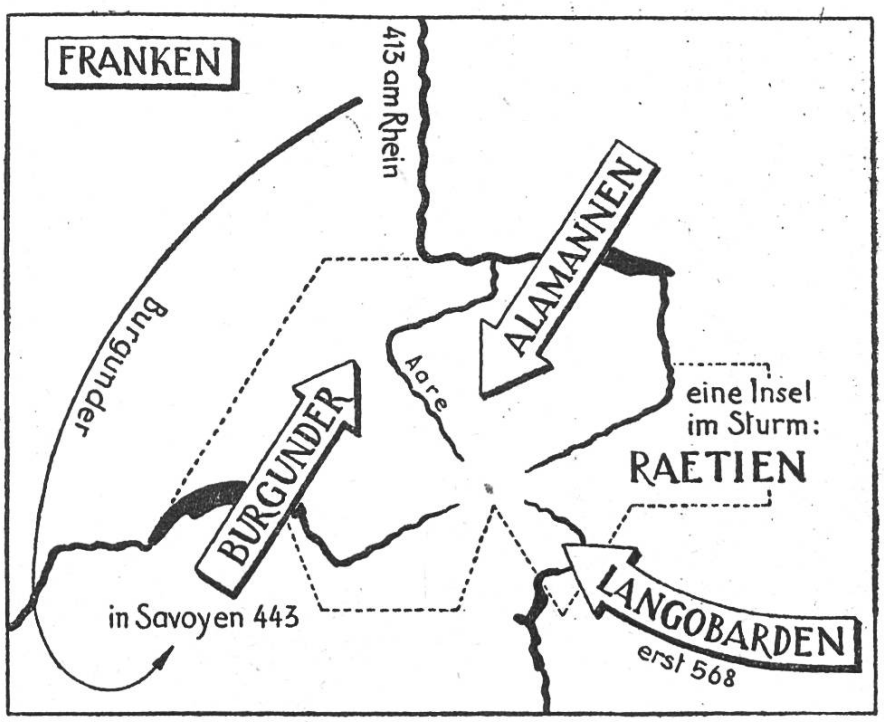
Aetius, der letzte Römergeneral

Der römische Feldherr Aetius verteidigte die Rheinlinie noch einmal gegen die *Alamannen*. Mit den *Burgundern* schloss er nach siegreichem Kampf sogar ein Bündnis und erlaubte ihnen, sich in der Provinz Savoyen niederzulassen. Die Römer teilten dort Land und Haus mit den Burgundern (443).
Sieben Jahre später überfluteten die schrecklichen Reiterheere des Hunnenkönigs *Attila* die europäischen Länder. Unter dem Kommando des Aetius warfen sich die Römer, Burgunder und Franken vereint auf die gelbhäutigen Eindringlinge aus Asien und warfen sie zurück. Das war des grossen Aetius letzter Sieg.


ANGELN U. SACHSEN
FRANKEN
BURGUNDER
HUNNEN
BURGUNDER
ALAMANNEN
BARDEN
LANGO-
VANDALEN
HUNNEN
UNSER LAND
OSTGOTEN
HUNNEN 375
WESTGOTEN
WESTGOTEN
WESTGOTEN
OSTGOTEN
VANDALEN
ROM
W
SW
S

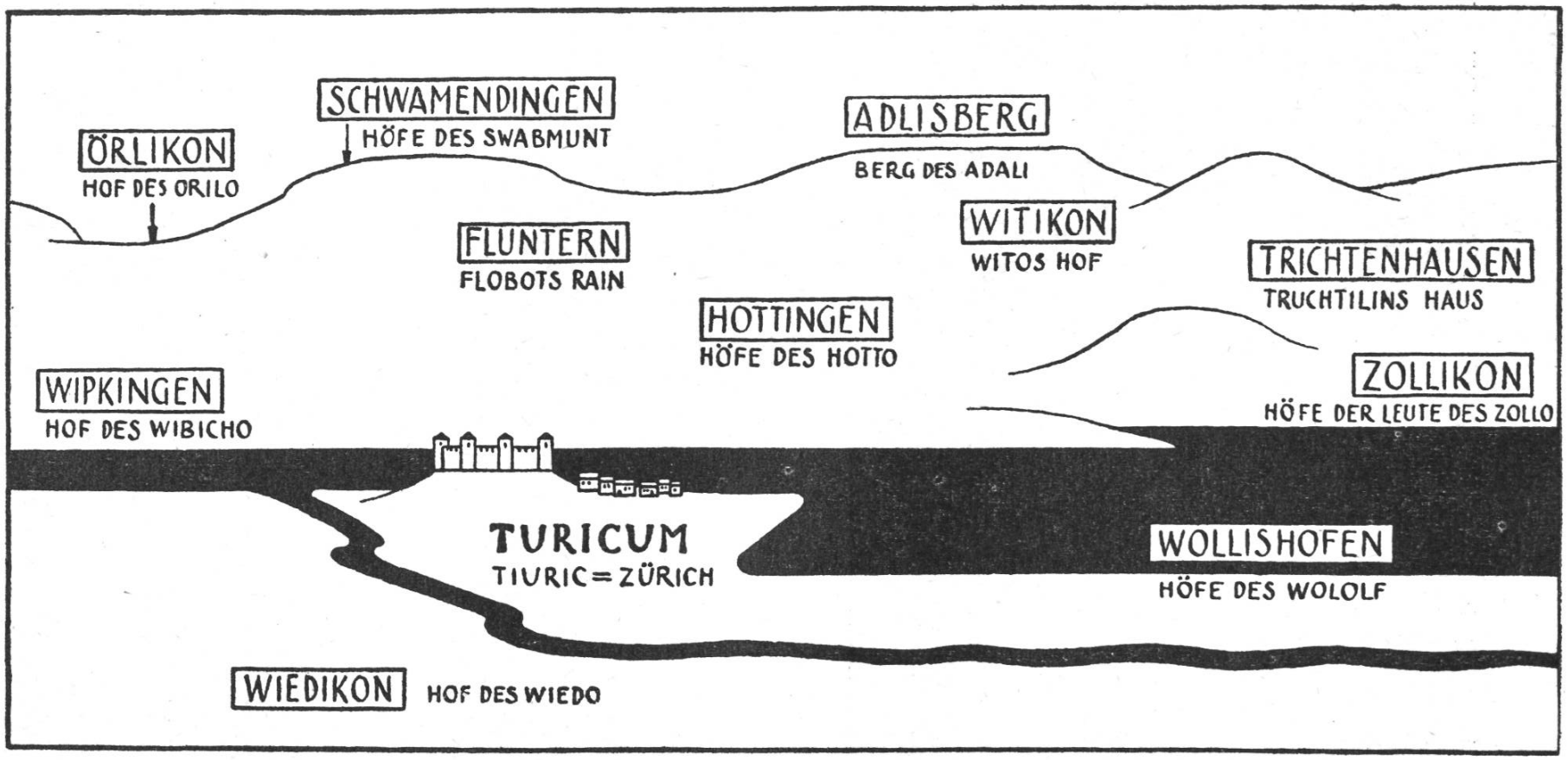
Das Ende der Römerherrschaft

Im Jahre 454 wurde Aetius ermordet —, von seinem eigenen Kaiser, dem treulosen Valentinian. Nun brach die römische Herrschaft zwischen Alpen und Rhein endgültig zusammen. *Die Burgunder drangen jetzt von Süden, die Alamannen von Norden her in unser Land ein* und nahmen es in Besitz.



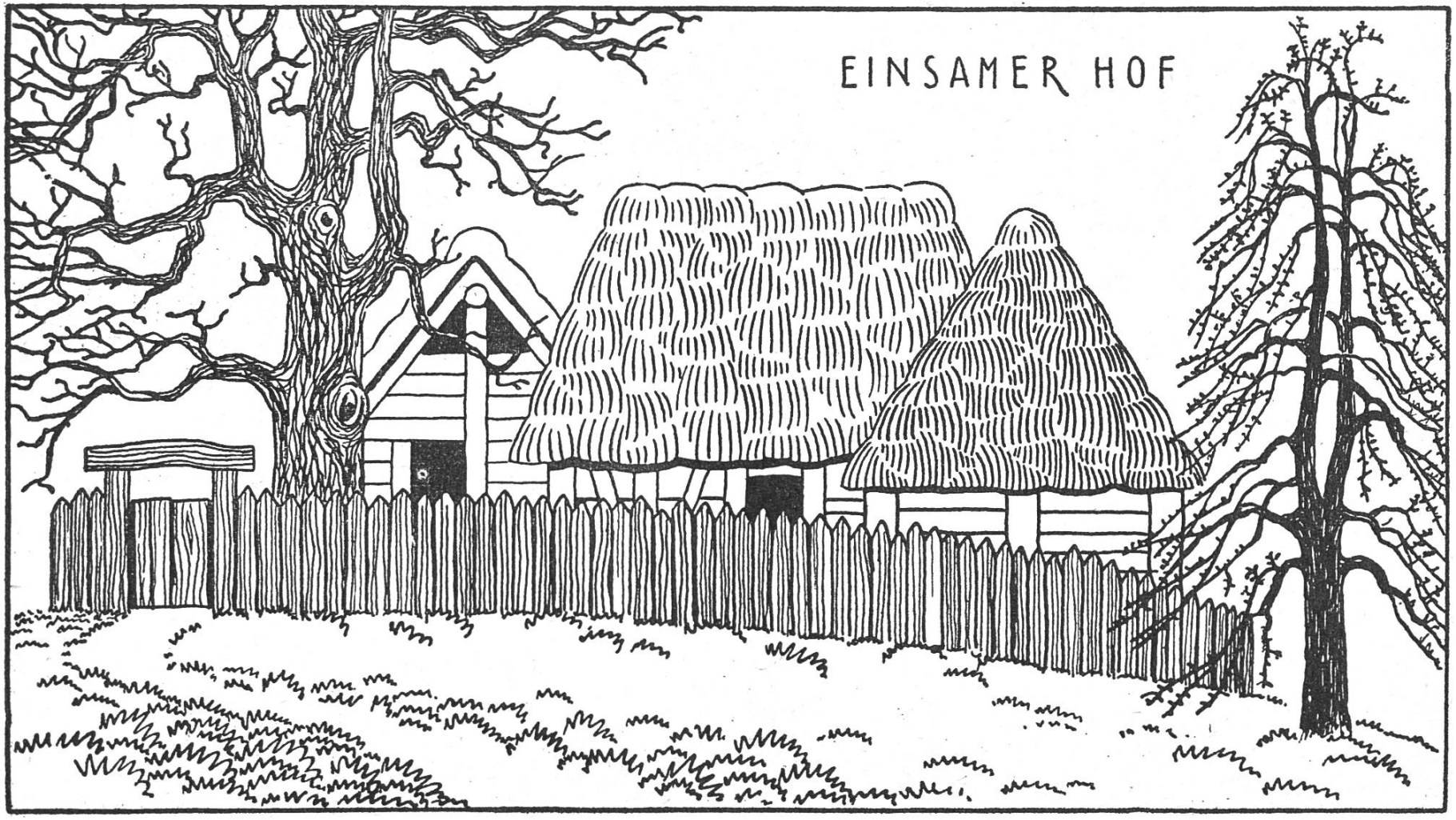
Vier Sprachen in der Schweiz

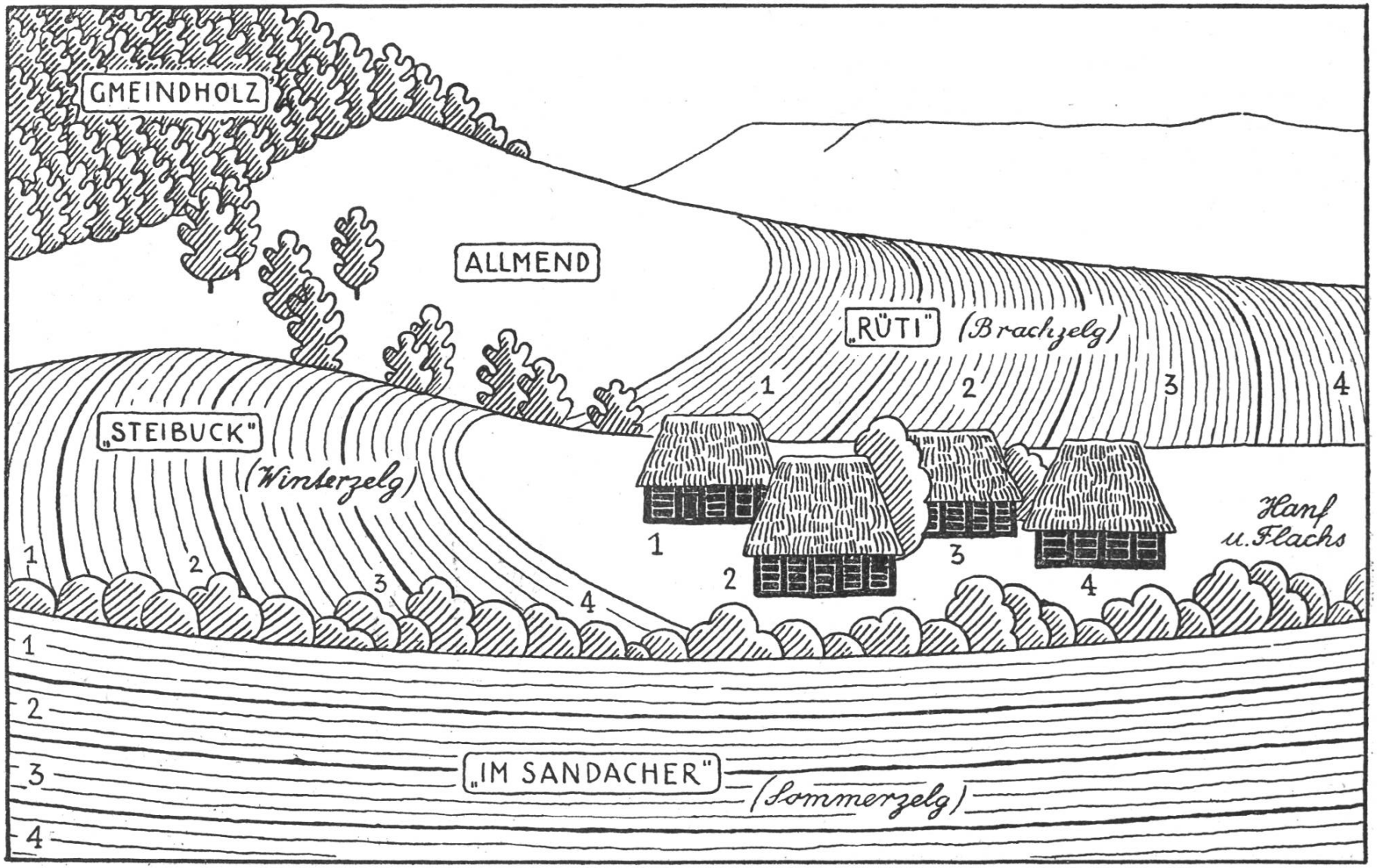
1. Wir Zürcher, Basler, Berner, Thurgauer usw. sprechen noch heute *alamannisch,* denn wir sind die Nachkommen jener Leute, die vor 1500 Jahren über den Rhein in das dünn besiedelte Land eindrangen.
2. Die *Westschweiz* war dagegen schon stark bevölkert, als die *Burgunder* einwanderten. Sie lebten friedlich mit den eingeborenen *Galliern* (Helvetier) und *Römern* zusammen und nahmen auch deren Sprache an. Aus der gallisch-römischen Sprache entstand später das *Französische.*
3. Ähnlich wie den Burgundern erging es den *Langobarden,* die mehr als hundert Jahre später nach Italien und in das *Tessin* einwanderten. Auch sie gaben ihre eigene deutsche Sprache auf und redeten lateinisch, wie alle Leute jenseits der Alpen. Aus dem Lateinischen entwickelte sich mit der Zeit die *italienische Sprache.*
4. Ein einziger Teil unseres Landes blieb von den Stürmen der Völkerwanderung unberührt: Rätien, das heutige *Graubünden.* Noch heute spricht man in vielen Bündnertälern jene schöne, uralte Sprache, die sich aus der lateinischen Mundart der *Raeter* und *Römer* gebildet hat: das *Rätoromanische.*



Die Alamannen im Tal von Tiuric

Die Alamannen, die mit ihren Frauen, Kindern, Knechten und Tieren über den Milchbuck zogen, fanden die kleine Stadt am Ausfluss unseres Sees fast verlassen. Sie erfuhren, dass der Ort *Turicum* heisse, aber sie sprachen den Namen auf ihre Art aus: *Tiuric!* (Daraus wurde dann später *Ziurichi* und *Zürich*). Die engen Gässchen verlockten die Alamannen nicht zum Bleiben. Aber das Tal mit dem schönen See gefiel ihnen. Sie trennten sich, und jeder suchte in der Umgebung von Tiuric ein Stück Land, worauf er seinen Hof bauen[13]), sein Korn säen und sein Vieh weiden konnte.


EINSAMER HOF


GMEINDHOLZ
ALLMEND
„RÜTI" (Brachzelg)
1
2
3
4
„STEIBUCK"
(Winterzelg)
1
2
3
4
Hanf
u. Flachs
1
2
3
4
1
2
3
4
„IM SANDACHER"
(Sommerzelg)

Der Boden wird verteilt

Wohnten mehrere Bauern in einem Weiler oder Dorf zusammen, so musste der Boden gerecht verteilt werden.

1. Das *Ackerland* wurde in drei grosse Flächen geteilt, nämlich in eine *Winter-*, eine *Sommer-* und eine *Brachzelg. Jeder Bauer* erhielt nun *in jeder Zelg einen Acker.*
2. Das *Weideland* gehörte *all*en ge*mein*sam (All-mein = *Allmend*).
3. Der *Wald* war ebenfalls Gemeinbesitz.

Die Dreifelderwirtschaft

Die alamannischen Bauern wussten, dass ein Acker mit der Zeit immer kleinere Ernten ergibt, wenn jedes Jahr die gleiche Getreideart darauf angebaut wird. Darum wechselten sie ab.

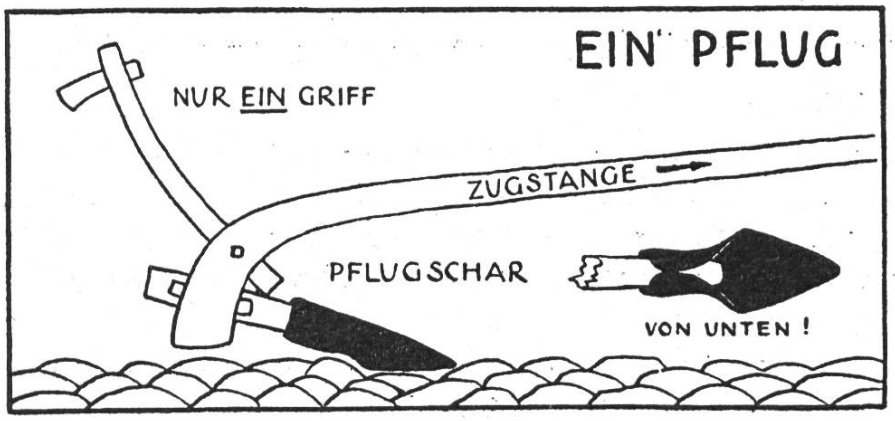
Was ein Bauer an einem Sommerabend auf dem «Steibuck» seinem Söhnchen erklärte:

«Schau diesen schönen, reifen *Roggen!* Den habe ich letzten Herbst gesät. *Den ganzen Winter über* haben die kleinen, grünen Pflänzchen *unter dem Schnee* geschlafen. Darum nennen wir den Roggen eine *Winterfrucht* und dieses Feld hier die *Winterzelg.*

Nächstes Jahr werden wir auf dem gleichen Feld *Hafer* ansäen. Der wächst viel schneller. Er muss *nicht überwintern.* Er ist eine *Sommerfrucht,* und darum wird der «Steibuck» nächstes Jahr *Sommerzelg* heissen.

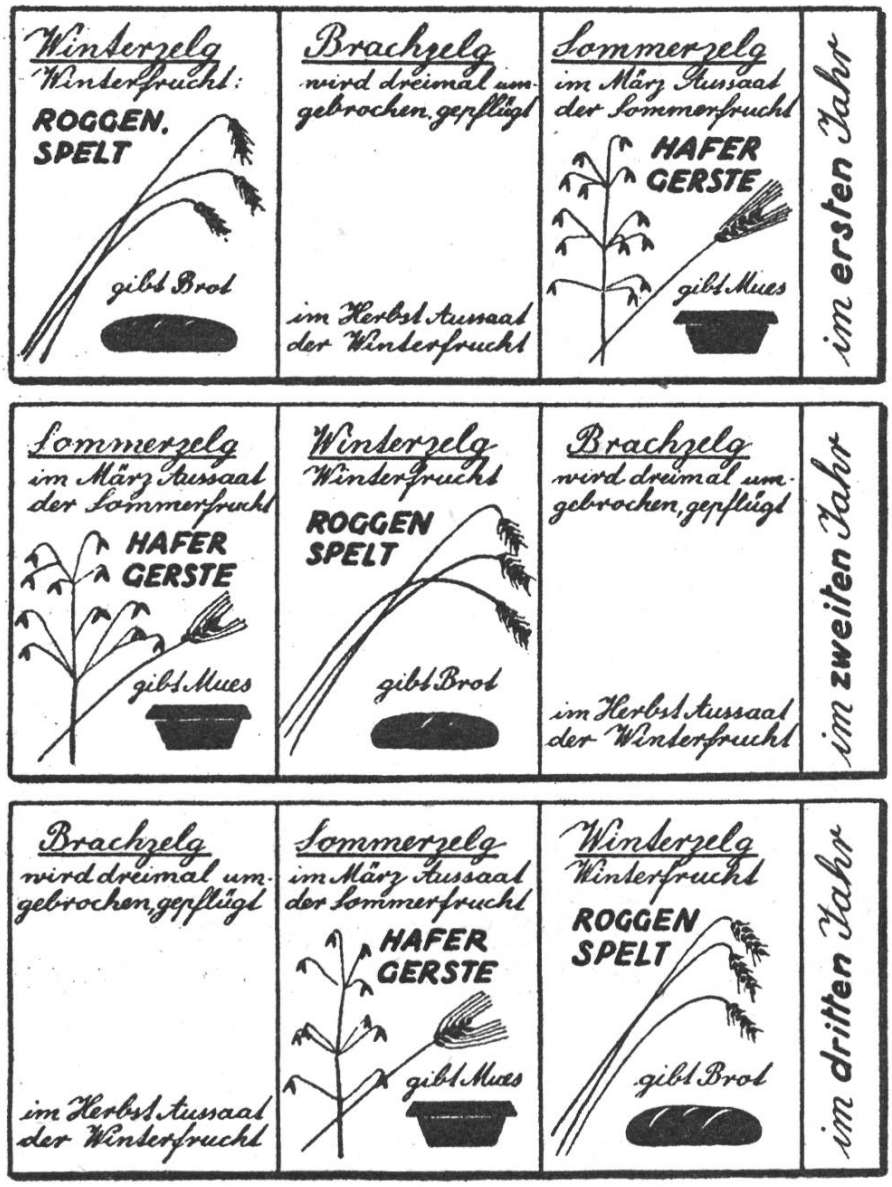
Dann darf die Erde *ein ganzes Jahr lang ruhen.* Ich werde auf dem «Steibuck» nichts anpflanzen, aber dreimal mit dem Pflug die harte Kruste *brechen.* Darum heisst das ganze Feld hier im übernächsten Jahr *Brachzelg!*

So wird *jede Zelg der Reihe nach «Winterzelg», «Sommerzelg» und «Brachzelg»* genannt.»



Der Fruchtwechsel auf den drei Zelgen:
„Steibuck" „Rüti" „Landacher"

(Siehe Anmerkung 14)

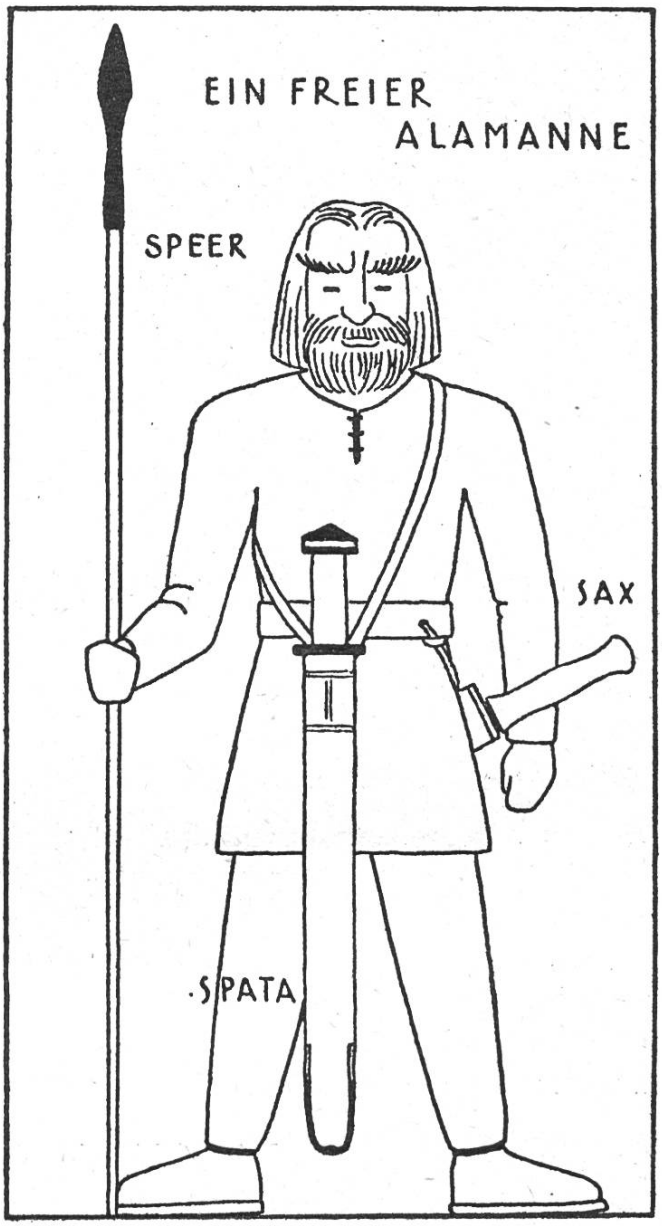


Freie, Hörige, Leibeigene

Nur die *freien Alamannen* besassen eigenes Land und eigene Höfe. Als Zeichen ihres freien Standes trugen sie das lange Schwert.
Die *Hörigen* waren eine Art Pächter. Land und Hof gehörten einem Freien. Sie zahlten ihm dafür einen Zins und mussten ausserdem jede Woche einen Tag auf dem Gut des Herrn arbeiten.
Die *Leibeigenen* waren Knechte der Freien. Sogar ihr *Leib* war *Eigen*tum des Herrn. Er konnte sie verkaufen.

Hundertschaft, Herzog [15])

Die Männer mehrerer Dörfer bildeten eine *Hundertschaft* (heute etwa ein Bezirk). An der Spitze des ganzen Stammes stand der von den Freien gewählte Anführer des Heeres, der *Herzog*. Andere germanische Stämme, z. B. die Burgunder, die Franken, die Goten und Langobarden, wurden von Königen regiert. Die Alamannen hatten keinen König.



Der Ring der Männer

Einmal im Monat gingen die Männer der Hundertschaft mit Schwert, Speer und Sax bewaffnet zum *Thing*. Ein paar der ältesten und angesehensten Männer leiteten die Versammlung. Hier wurde Gericht gehalten, und es wurden wichtige Dinge besprochen, die alle angingen.
Noch heute, 1500 Jahre später, treten die Männer von Schwyz, Nid- und Obwalden, Glarus, Ausser- und Innerrhoden zu ähnlichen Volksversammlungen zusammen. Nur heissen diese heute nicht mehr «Thing», sondern «*Landsgemeinden*».

Ein merkwürdiger «Tarif» (aus dem Gesetz der Alamannen)

Wer einen andern erschlägt, zahlt den Angehörigen (oder dem Herrn!) folgendes *Wergeld:*

Für einen Freien	160 Schilling 80'000.–
Für einen Hörigen	80 Schilling
Für einen Leibeigenen	15 Schilling

Für eine Frau jeweils das Doppelte!

Wer einen andern verletzt, bezahlt ihm folgendes *Schmerzensgeld:*

Für Schädelbruch	12 Schilling
Für Augenverletzung	20 Schilling
Für Ohrabhauen	12 Schilling
Für Nasenzertrümmerung	20—40 Schilling

usw.

6 Schilling = Wert eines Pferdes! = ca 3000.–

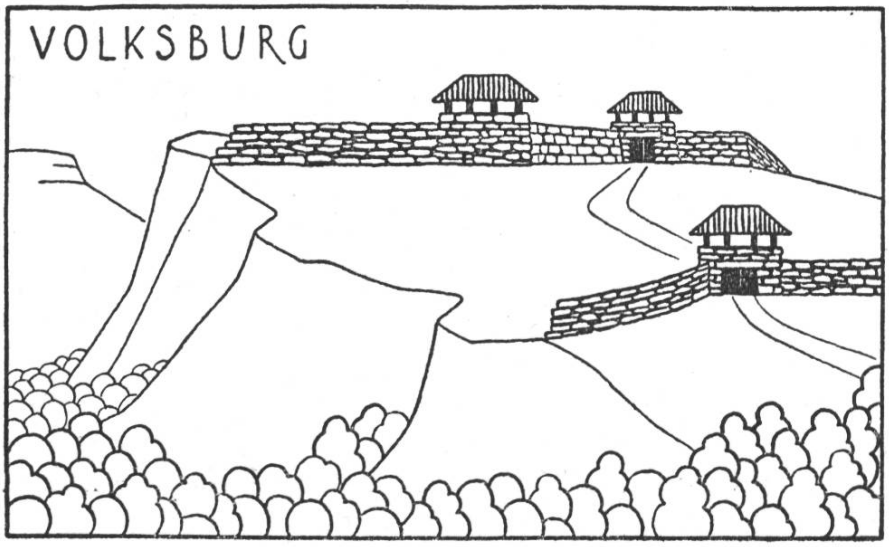
Dreierlei sehen wir aus diesem sonderbaren Gesetz: — dass das Leben eines Knechtes nicht viel galt, — dass die Frauen geachtet wurden und dass unsere Vorfahren wahrscheinlich ziemlich grobe Raufbolde waren.

Volksburgen

Die Alamannen und Burgunder waren zuerst gar keine guten Nachbarn. An der Grenze, der Aare, vergeudeten beide Stämme ihre Kraft in langen, blutigen Kriegen.

Damals wurden in unserem Lande wieder, wie zur Zeit der Helvetier, etliche Fluchtburgen angelegt.

Eine solche Festung war so gross, dass alles *Volk* der umliegenden Täler sich darin *bergen* konnte. Darum nennt man solche Bauten *Volksburgen.*



UNTER FRÄNKISCHER HERRSCHAFT

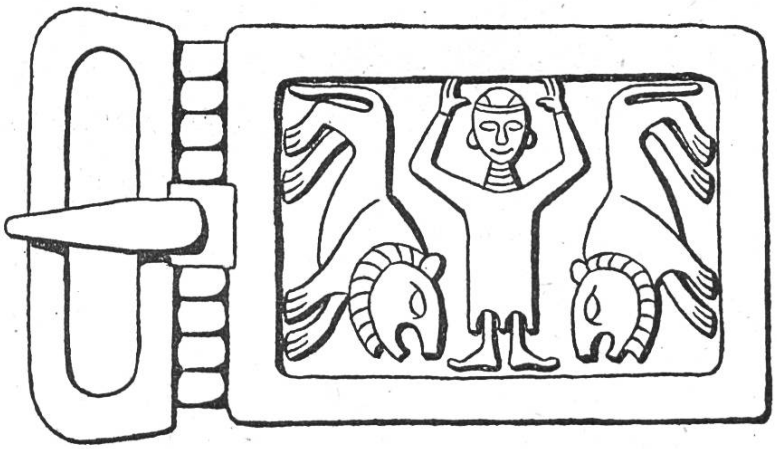
Die Franken erobern unser Land

Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte! Aus der Ferne beobachtete der schlaue Frankenkönig *Chlodwech* den Kampf der Alamannen und Burgunder und wartete heimtückisch, bis sie vom Kriege ganz erschöpft waren. Dann nützte er die Schwäche der beiden Nachbarvölker aus: Er eroberte etwa ums Jahr 500 Alamannien und 30 Jahre später auch noch Burgund. So wurde *unser Land ein Teil des grossen Frankenreiches* und blieb es von da an *etwa 400 Jahre lang.*

Christen und Heiden

Die *Burgunder* waren schon Christen, als sie ins Welschland einzogen. Man hat burgundische Grabsteine gefunden, auf denen das Kreuz zu sehen ist. Manche Bilder auf den burgundischen *Gürtelschnallen* stellen biblische Geschichten dar.

Auch die *Franken,* die neuen Herren unseres Landes, waren Christen. Die alten Städte *Genf, St. Maurice* (über dem Grabe des heiligen Mauritius) und *Aventicum,* wo schon zur Römerzeit *Bischöfe* gewirkt hatten, blieben auch unter fränkischer Herrschaft Bischofssitze.



Daniel in der Löwengrube (stark vereinfacht nach einem Original im Landesmuseum).

In *Raetien,* das ja von der Völkerwanderung nicht berührt worden war, blieb das Christentum ebenfalls bestehen. Oberster Priester dieses Landes war der Bischof von *Chur.*

Die *Alamannen* aber, die jetzt zwischen den beiden christlichen Gebieten Burgund und Rätien wohnten, *waren damals noch Heiden.*

Heidnische Götter

In den Namen mancher Wochentage sind noch heute die Namen der alten alamannischen Götter versteckt:

ZISTIG

ZIUS TAG

Der Kriegsgott Ziu wurde von den Alamannen noch höher verehrt als selbst der Göttervater Wotan.

DONNERSTAG

DONARS TAG

Donar, der Gott des Gewitters spendet den Regen. Sein Wurfhammer sprüht Blitze, und das Rollen seines Wagens ist der Donner.

FREITAG

FREIAS TAG

Freia ist die Beschützerin der Frauen. Das Herdfeuer ist ihr heilig. Ihr Lieblingstier ist die Katze.

SONNTAG

Die Sonnengöttin fährt jeden Tag über den Himmelsbogen. Das strahlende, goldene Rad ihres Wagens ist die Sonne!

Wotan, der Göttervater

thront über den Wolken in seiner Burg Walhall. Er hat nur ein Auge, aber damit sieht er die verborgensten Dinge. Auf seinen Schultern sitzen zwei Raben und berichten ihm von den Taten der Menschen. In schwarzen Sturmnächten reitet er auf achtfüssigem Ross über die Erde und jagt die dunklen Geister vor sich her.
Aus unserem Kalender ist Wotan zwar verschwunden*, aber in vielen Sagen lebt er fort, und abergläubische Menschen meinen heute noch im nächtlichen Föhnsturm den «wilden Jäger» zu hören.

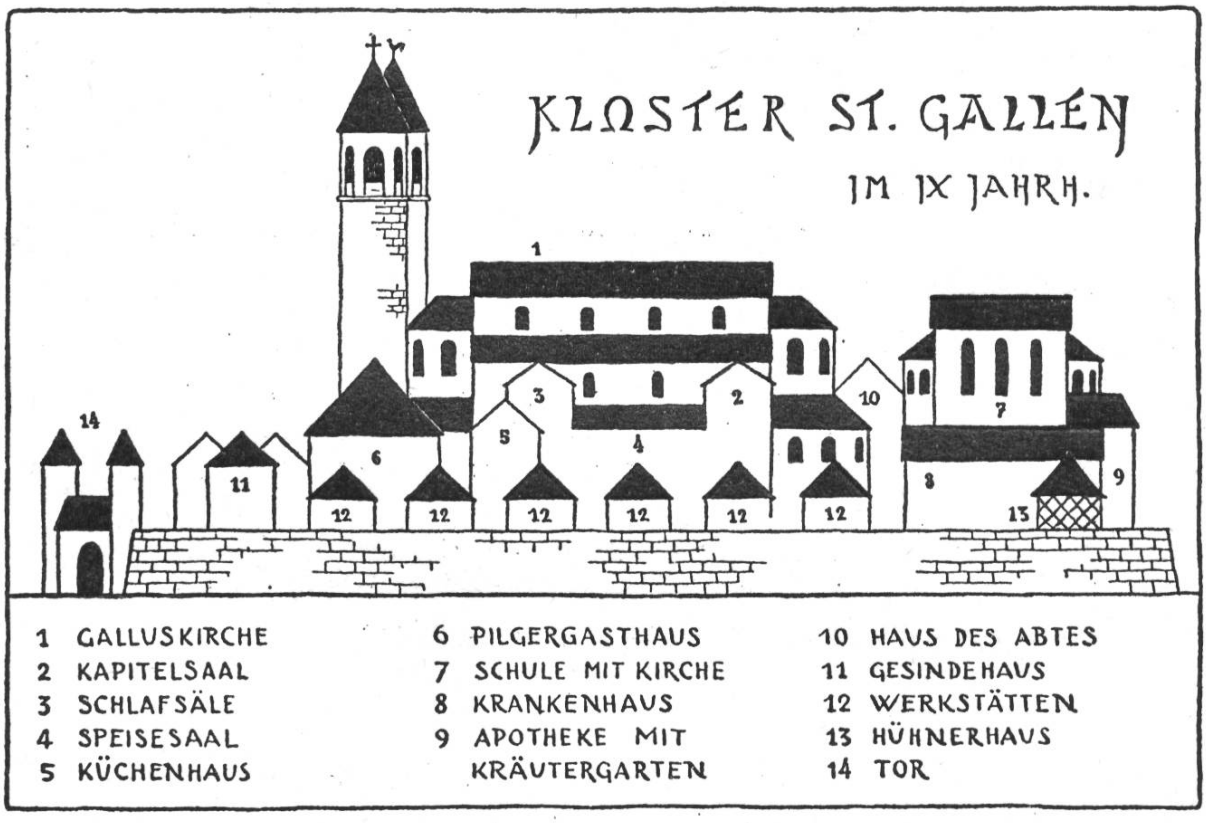
Christliche Glaubensboten

Im Jahre 610 kamen aus dem fernen Irland die Wanderprediger *Kolumban* und *Gallus* in die Schweiz. Wo sie Christen fanden, da hielten sie sich nicht lange auf: sie wollten ja die *Heiden bekehren!*
Am oberen Zürichsee trafen sie auf eine Gruppe von Männern, die eben dem Wotan ein Bieropfer darbringen wollten.
Voller Zorn fuhren die Glaubensboten dazwischen, leerten das Opfergefäss aus und forderten die verdutzten Männer auf, von ihrem Götzendienst abzulassen und sich zum Christenglauben zu bekehren.
Dieses beherzte Auftreten machte den Alamannen Eindruck, und *viele von ihnen liessen sich taufen.*

* Ihm war der Mittwoch geweiht, der im Englischen heute noch Wednesday = Wotanstag heisst.

Wie das Kloster St. Gallen entstand

Von Arbon aus wanderte Gallus mit einigen Gefährten in die Waldwildnis des Steinachtales. Dort bauten sie eine kleine Kapelle und ein paar Hütten. Als Gallus gestorben war, kamen viele *Pilger* zum Grabe des frommen Mannes, um da zu beten. Manche entschlossen sich, *für immer* an dieser einsamen Stätte zu bleiben und *ihr Leben ganz in den Dienst Gottes zu stellen:* sie wurden *Mönche.* Aus ihrer Mitte wählten sie einen Vorsteher, den *Abt.*
Die armselige Siedelung der Mönche wurde 200 Jahre später gründlich erneuert, vergrössert und mit einer Mauer umgeben. So entstand das Kloster St. Gallen.



Nach der bekannten Planskizze aus dem 9. Jh. frei bearbeitet und vereinfacht.

Die Arbeit der Mönche

a) Die Lehre Christi verkünden!
Darum: Den Pilgern predigen.
Schule halten.
Die Bibel abschreiben und verbreiten.
Bilder aus dem Leben Jesu und der Heiligen malen.
Kirchengesänge einüben.

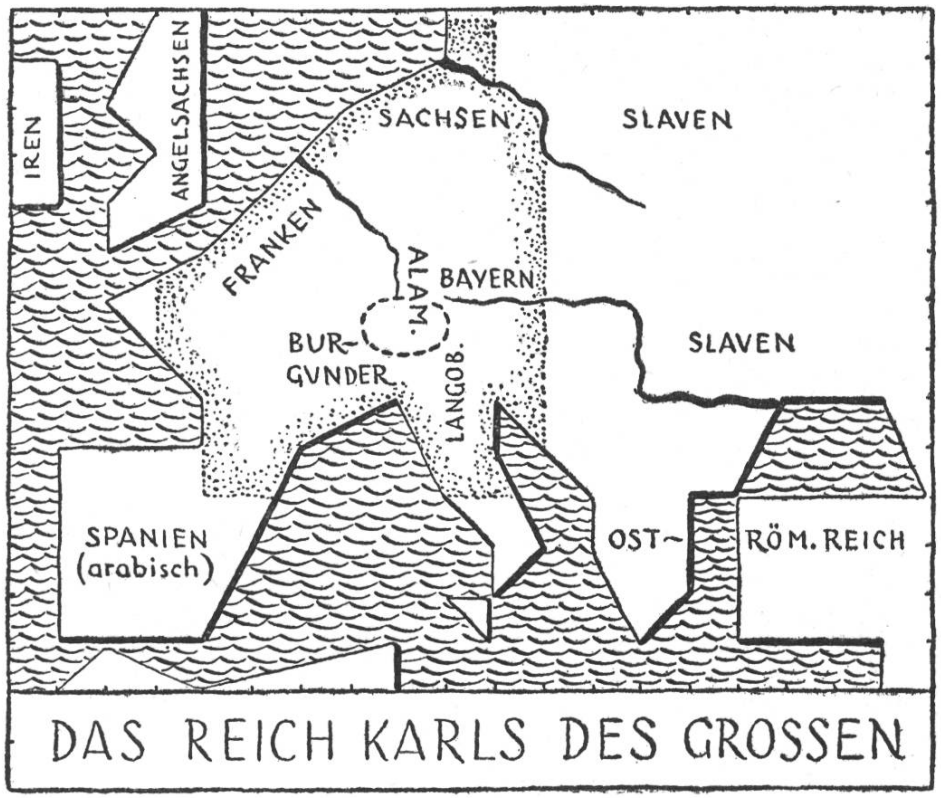
b) Den Mitmenschen helfen
Darum: Kranke pflegen.
Heilmittel herstellen (Apotheke).
Die müden Pilger gut bewirten (Gasthaus, Küche, Bad).
c) Alles selber machen
Darum: Eigene Gärtnerei, Viehzucht, Mühle, Bäckerei, Schmiede, Wagnerei usw.
d) aber nichts ohne Gottes Hilfe
Darum: Nicht nur arbeiten, sondern auch beten. Strenge Gebetsübungen mehrmals täglich und sogar mitten in der Nacht!
Das oberste Gesetz der Mönche hiess:
«*Bete und arbeite!*»
auf lateinisch:

ORA ET LABORA

Karl der Grosse

Der berühmteste aller Frankenkönige war *Karl,* der um das Jahr 800 regierte.
Mit seinen Heeren unterwarf er viele freie Stämme und vergrösserte das fränkische Reich, bis es halb Europa umfasste. Bald nannte man den mächtigen Herrscher überall «den Grossen»!
Am Weihnachtstage des Jahres 800 wurde er vom Papst in Rom zum *Kaiser* gekrönt.

Nach einem Mosaik im Gastsaal Papst Leos III. im Lateran (um ca. 800).

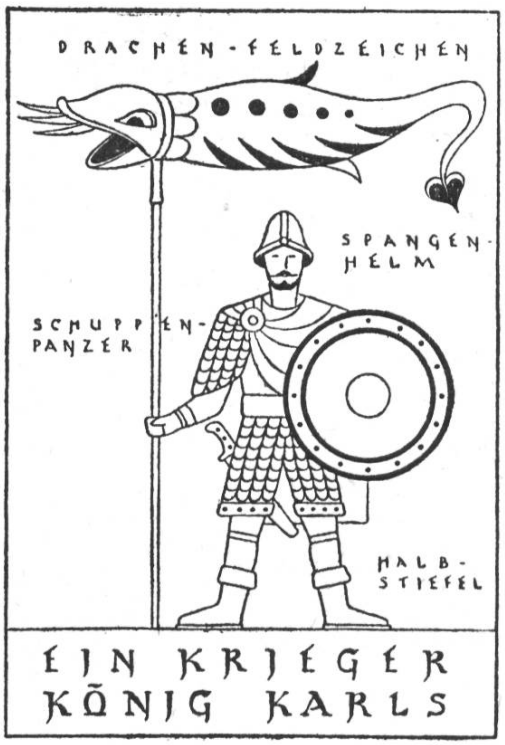


Gaue, Gaugrafen und Sendgrafen

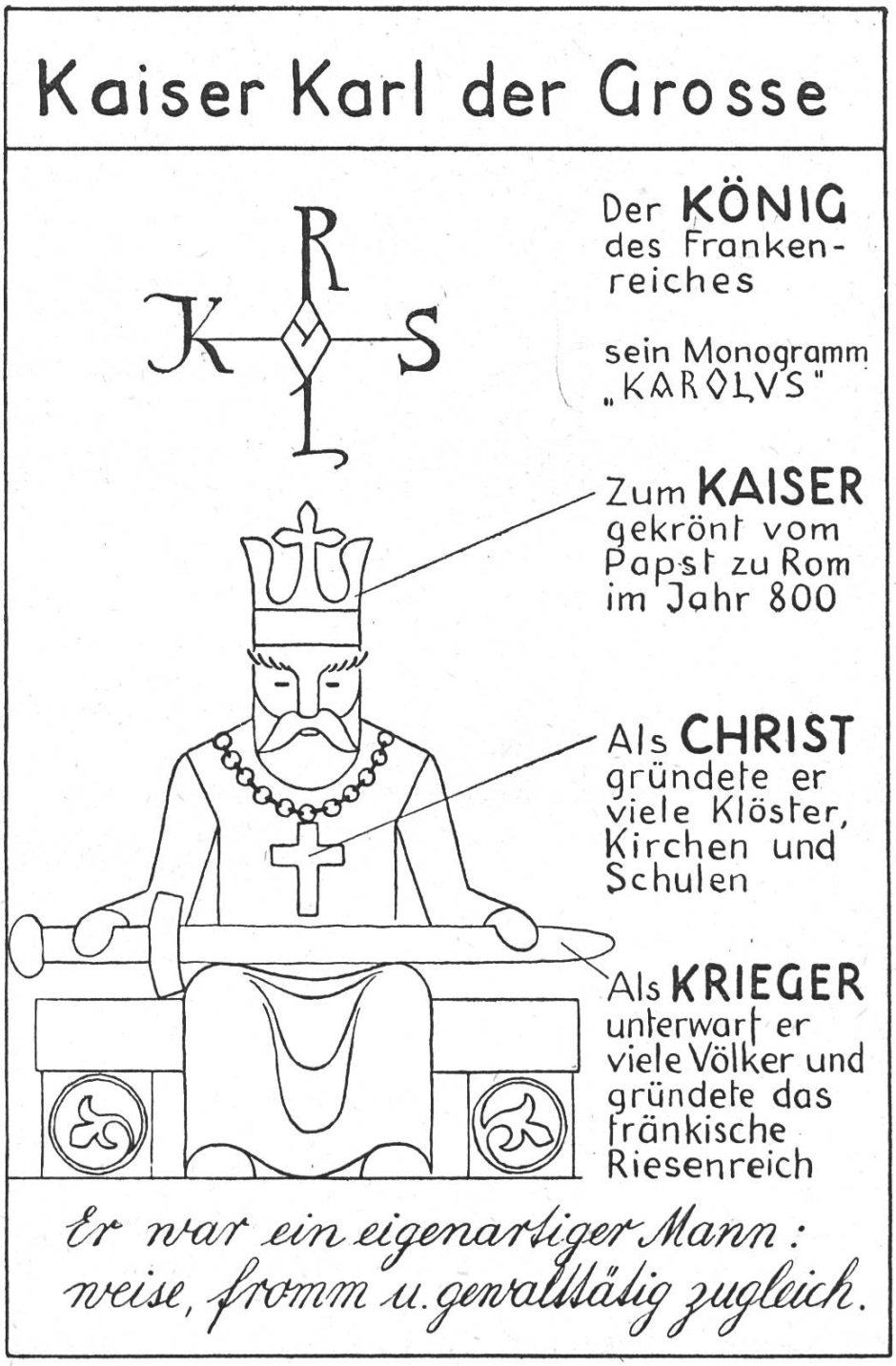
Damit das grosse Reich bequemer regiert werden konnte, war es in viele *Gaue* eingeteilt. An der Spitze jedes Gaues stand ein zuverlässiger Beamter, der *Gaugraf*. Er hielt *Gericht* und zog die *Steuern* ein. Im *Kriege* führte er die Männer seines Gaues an.

Kaiser Karl wollte wissen, ob seine Gaugrafen ihre Pflicht gewissenhaft taten. Darum liess er sie durch besondere *Sendgrafen* beaufsichtigen. Diese reisten im ganzen Reiche umher und liessen sich von den Gaugrafen Rechenschaft ablegen. Dann kehrten sie zum Kaiser zurück und erstatteten ihm genauen Bericht.

So wusste Karl der Grosse jederzeit, wie es im Reiche zuging.



Einzelheiten der Tracht und Bewaffnung nach einem Bild aus dem Psalterium aureum 890.



Vorschlag für eine kurze Zusammenfassung auf einer Heftseite. Siehe auch Anmerkung 16.

Die Sage vom Kaiser Karl und der Schlange

(Zum Erzählen)

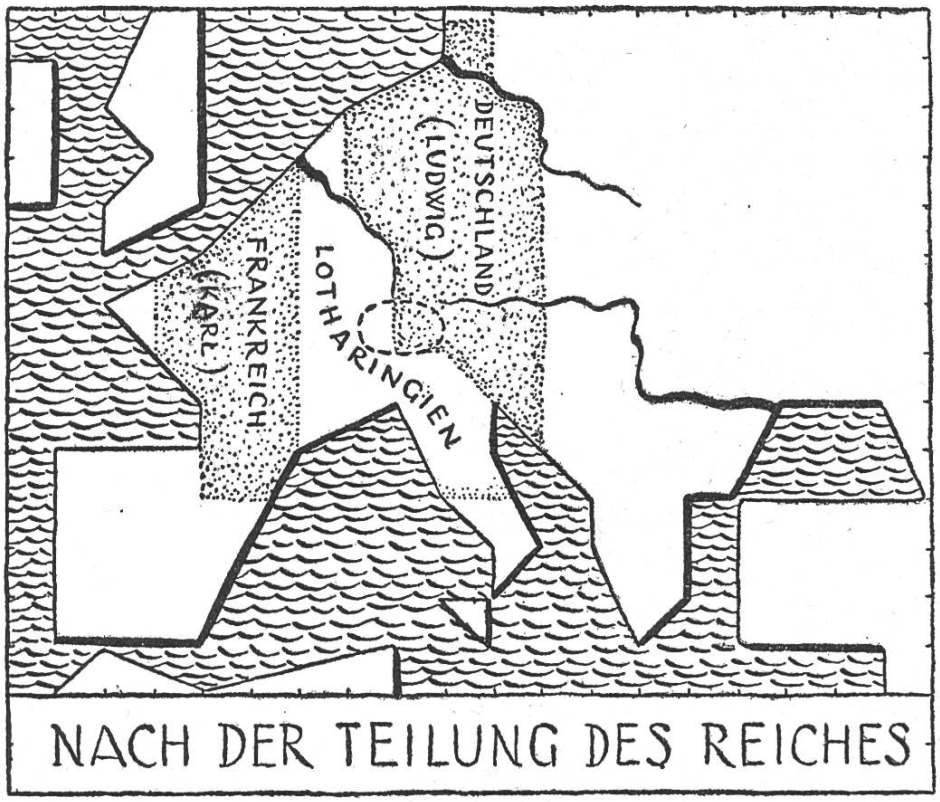
Vor Zeiten, als der grosse Kaiser Karl regierte, stand da, wo heute die Wasserkirche ist, nur eine kleine Kapelle.
Eines Tages kam der Kaiser mit grossem Gefolge nach Zürich geritten. Hier wollte er eine Zeitlang ruhen, bevor er seinen langen Weg nach Rom weiterzog.
Nun liess er eine Glocke mit einem Seil daran in die Kapelle hängen und gebot:
«Ist einer in dieser Stadt, dem Unrecht geschehen ist, so mag er um die Mittagsstunde diese Glocke läuten. Alsdann will ich selber seine Klage hören und gerechtes Gericht halten!»
Denn der grosse Karl war ein weiser Herrscher und wollte die Sorgen seiner Untertanen selber kennenlernen.
Anderntags, als der Kaiser beim Mittagsmahle sass und eben den Becher zum Munde führen wollte, hielt er plötzlich inne.
«Horcht!» sagte er zu seinen Hauptleuten, die mit ihm am Tische sassen, «mir war eben, als hätte ich die Glocke gehört!»
Und er schickte einen Diener, nachzusehen, wer da läute.
Der kam aber bald zurück und berichtete, er habe niemanden bei der Glocke gesehen. Doch kaum hatte er geendet, da schlug die Glocke zum zweitenmal an. Diesmal hörte es jeder im Saal ganz deutlich!
Nun schickte Karl einen andern Diener aus. Aber auch der kam nach einer kurzen Weile wieder und sagte:
«Es ist niemand in der Kapelle, und auch draussen weit und breit kein Mensch!»
Da ertönte die Glocke zum drittenmal.
Der Kaiser blickte streng und mit Argwohn auf seine Diener:
«Ist es vielleicht ein armer Mensch, der da sein Recht sucht, und den ihr nicht zu mir führen wollt?»
Er erhob sich und schritt vor seinem Gefolge her zur nahen Kapelle hinab. Er öffnete die Tür und sah auf den ersten Blick, was seine beiden Diener nicht gesehen hatten, dass da eine grosse Schlange schwer am Glockenseil hing.
Als sie den Kaiser erblickte, ringelte sie sich von dem Seile los, kroch demütig vor ihn hin und bewegte traurig den Schwanz hin und her.
Dann schlich sie in schnellen Windungen dem Flussufer entlang. Kaiser Karl folgte ihr schweigend und voller Spannung, denn er war sicher, dass die stumme Klage etwas zu bedeuten hatte.

Vor einem Brennesselbusch blieb die Schlange zischend und erhobenen Hauptes stehen und schaute sich nach dem Kaiser um.
Einer der Krieger bog mit dem Schaft seines Speeres den Nesselbusch auseinander: da sass eine dicke, warzige Kröte breit auf kleinen, weissen Eiern und glotzte den Kaiser und seine Begleiter mit ihren gelben Augen böse an.
Karl der Grosse merkte, dass dies die Eier der Schlange waren, und dass die Kröte sie geraubt hatte.
Sogleich hielt er ein strenges Gericht und verurteilte die Kröte zum Feuertode.
Zur Mittagsstunde des folgenden Tages sass Karl wieder mit seinen Getreuen zu Tische.
Plötzlich schrie der Mundschenk, der wartend hinter des Kaisers Stuhl in der Ecke stand, laut auf und wich entsetzt zur Seite. Alle drehten sich erschreckt nach ihm um, der bleich, mit ausgestrecktem Finger in den Winkel zeigte.
Durch ein Loch in der Mauer zwängte und quetschte sich da die grosse Schlange in den Saal!
Die Diener standen starr, und die Herren sassen gelähmt vor Schreck auf ihren Sesseln.
Nur der Hauptmann der Leibwache sprang auf und wollte sich beherzt auf das Tier stürzen.
Karl aber sagte mit ruhiger Stimme:
«Gott weiss, was dies bedeutet, und Gott ist ein wunderbarer Gott!» und er gebot dem Hauptmann, sein Schwert wieder einzustecken.
Jetzt wand die Schlange sich am Tischbein empor, und jetzt glitt sie über das weisse Tafeltuch hin, gerade auf den Kaiser zu.
Nun richtete sie ihren geschmeidigen Leib hoch auf, neigte den Kopf auf des Kaisers silbernen Becher herab und liess einen blitzenden Edelstein hineinfallen.
Dann verbeugte sie sich dankbar gegen den Kaiser und verschwand auf dem gleichen Weg, den sie gekommen war.
Kaiser Karl aber ging in den nächsten Tagen voll stiller Freude und sehr nachdenklich umher.
Dann schenkte er den Chorherren, die im Grossmünster den Gottesdienst versahen, eine prächtige handgeschriebene Bibel. Auch stiftete er ihnen eine grosse Geldsumme, damit sie neben dem Gotteshause eine Schule errichten konnten.
Mit diesen Geschenken wollte er der Stadt, in der er so Merkwürdiges erlebt hatte, seine Dankbarkeit erzeigen.
Den kostbaren Stein aber trug er, so lange er lebte, immer bei sich.

Noch lange nachher zeigten sich die Leute das Loch in der Mauer, durch das die Schlange in den Saal geschlüpft war, und man nannte das Haus fortan nur noch «Haus zum Loch». [17])
Die Zürcher ehrten das Andenken Karls des Grossen später auf eine ganz besondere Weise:
Sie liessen ein steinernes Bild des Kaisers machen und setzten es hoch oben am vorderen Münsterturm in eine Nische. Dort sitzt Kaiser Karl noch heute, das Schwert auf den Knien, die goldene Krone auf dem Kopf, und schaut über unsere Stadt hin.

Wie Frankreich und Deutschland entstanden

Nach Kaiser Karls Tod brachen unter seinen Nachkommen furchtbare Kämpfe um die Herrschaft im Reiche aus. Schliesslich *teilten seine Enkel das alte Frankenreich* unter sich auf. Das geschah im Jahre 843.
Karl der Kahle erhielt *Westfranken,*
nun FRANKREICH genannt.
Lothar erhielt *Mittelfranken* [18])
das heisst Lotharingien und Italien.
Ludwig der Deutsche erhielt *Ostfranken,*
nun DEUTSCHLAND genannt.
Dazu gehörte auch die heutige «deutsche Schweiz» östlich der Aare.



Der Ort Ziurichi um 850

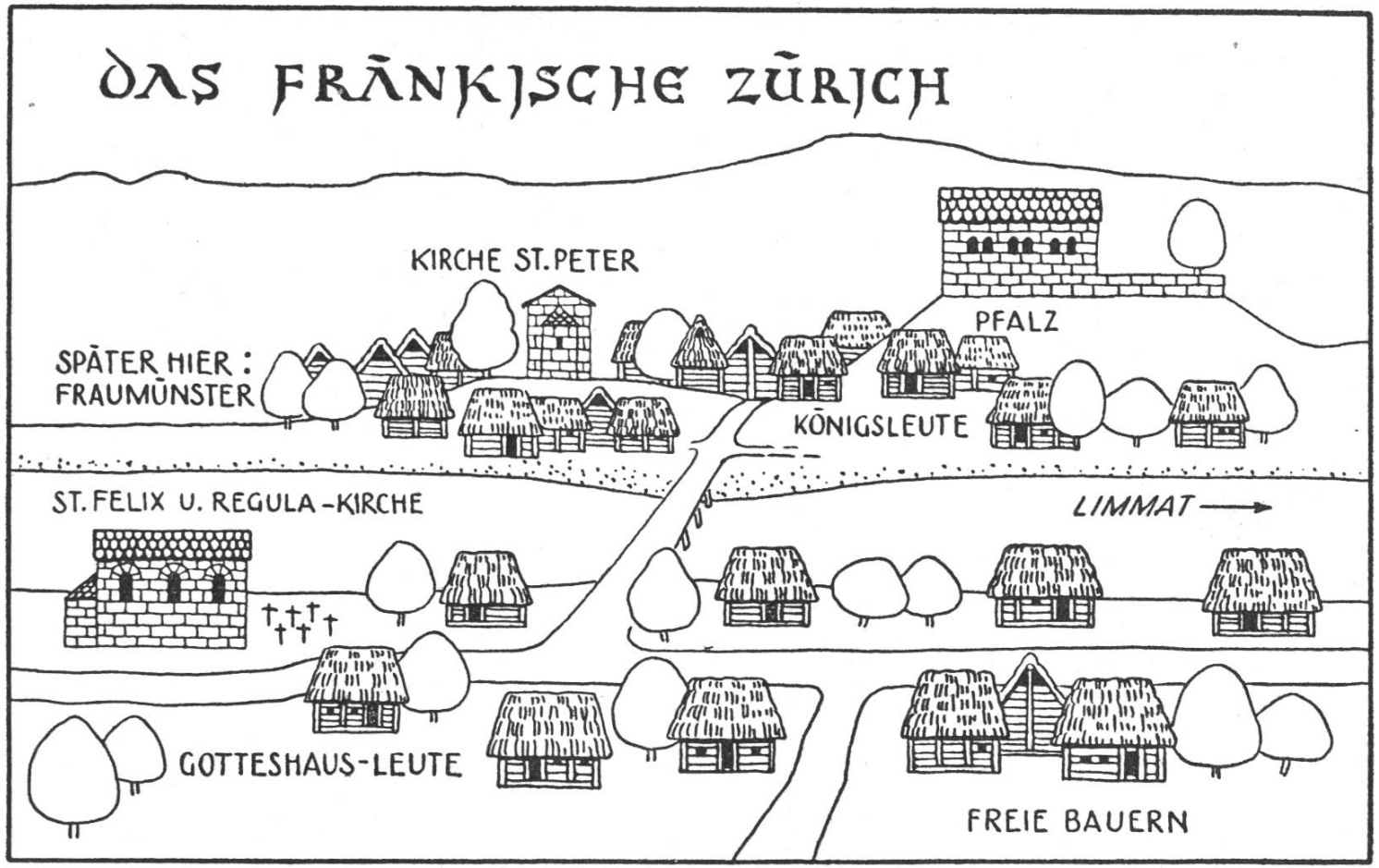
Zu König Ludwigs Zeiten war das römische Kastell auf dem Lindenhof längst zerfallen. An der gleichen Stelle stand jetzt ein neues, prächtiges Haus, die *Pfalz*. Darin wohnte der *Graf des Zürichgaues,* der Stellvertreter des Königs.

Auf den königlichen Gütern am Fuss des Hügels waren freie Leute angesiedelt worden. Diese waren aber dafür zu besonderem Kriegsdienst im königlichen Heer verpflichtet. Man nannte sie *Königsleute.*

Die *Peterskirche,* zwar nicht die gleiche wie heute, stand damals schon seit langer Zeit. Dorthin gingen alle Leute, die zwischen Limmat und Ütliberg wohnten, zur Kirche.

Auf dem rechten Limmatufer stand eine andere Kirche. Man hatte sie zum Gedenken an *Felix und Regula* erbaut. Sie war damals die einzige zwischen Limmat und Glatt. Die Leute von Fällanden zum Beispiel hatten also einen recht langen Kirchweg! Den Gottesdienst versahen vornehme Geistliche, die *Chorherren.* Sie wohnten gemeinsam im angebauten Stiftshause, wo sich auch eine *Schule* befand. Auf den Gütern, die zu dieser Kirche gehörten, sassen hörige Bauern, die *Gotteshausleute.*

Daneben gab es in Zürich aber auch *freie Bauern* auf eigenem Grund und Boden.


DAS FRÄNKISCHE ZÜRICH
KIRCHE ST. PETER
PFALZ
SPÄTER HIER:
FRAUMÜNSTER
KÖNIGSLEUTE
ST. FELIX U. REGULA-KIRCHE
LIMMAT
GOTTESHAUS-LEUTE
FREIE BAUERN

Die Legende von der Gründung der Fraumünsterabtei

(Zum Erzählen)

Herr Ludwig, der König von Ostfrankreich, blieb einige Zeit zu Zürich in seiner Pfalz auf dem Lindenhofe[19]).

Er hatte zwei Töchter, Hildegard und Bertha, die waren fromm und gut. Jeden Morgen, bevor es noch tagte, standen sie auf, stiegen von der Burg herab und gingen über die Brücke zur Kirche der heiligen Märtyrer Felix und Regula, um dort die Messe zu hören.

Eines Morgens aber, als die Königstöchter aus dem Tore der Pfalz traten, gewahrten sie einen hellen, milden Schein, und sie sahen, dass da ein starker Hirsch auf dem Wege vor ihnen stand. Auf seinem Geweih trug er zwei zierlich gewundene Kerzen, und obwohl der Morgenwind wehte, brannten die Kerzen doch ruhig und ohne zu flackern.

Den Schwestern war es, als müsse dies alles so sein. Sie fürchteten sich nicht und folgten dem schönen Tier, das ihnen jetzt auf dem Weg voranleuchtete. Auch am andern Morgen, und von da an jeden Morgen, wartete der leuchtende Hirsch auf die beiden Jungfrauen und geleitete sie hinab zum Fluss. Doch über die Brücke und zur Kirche mussten sie stets allein gehen. Nicht ein einziges Mal führte der Hirsch sie über den Fluss: er blieb stehen, wenn sie zur Brücke kamen, und liess sie vorangehen. Dann blickte er sie mit seinen klugen Augen an, schritt langsam flussaufwärts dem Ufer entlang und wendete den schönen Kopf wieder und wieder nach den Schwestern zurück, die ihm über das dunkle Wasser hin nachschauten, während sie langsam über die Brücke gingen.

So war das an jedem Morgen. Und seltsam, jeden Morgen entschwand der Hirsch ihren Blicken, wenn er eine Pfeilschussweite gegangen war, auf freiem Platze, wo weder Baum noch Strauch ihn versteckte!

Nach vielen Tagen erst vertrauten die Königskinder dem Vater ihr Geheimnis an.

Herr Ludwig redete lange und ernst mit seinen Töchtern, und es ging ihnen auf, dass alles, was geschehen war, ein Wink Gottes sei. Darum liess der König an der Stelle, wo der Hirsch allmorgendlich verschwunden war, ein Frauenkloster bauen.

Bald traten fromme Töchter alamannischer Edelleute als Nonnen ins Kloster ein, und Hildegard wurde ihre Vorsteherin.

Herr Ludwig sorgte auch dafür, dass das Kloster keine Not leide, und das tat er wahrhaft königlich! Er schenkte ihm die Königsgüter in Zürich und das Tal Uri mit allem, was dazu gehörte: mit Kirchen und Häusern, mit Land und Leuten, mit Zinsen und Steuern; dazu die Wälder auf dem Albis, damit an Holz und Wild kein Mangel sei.

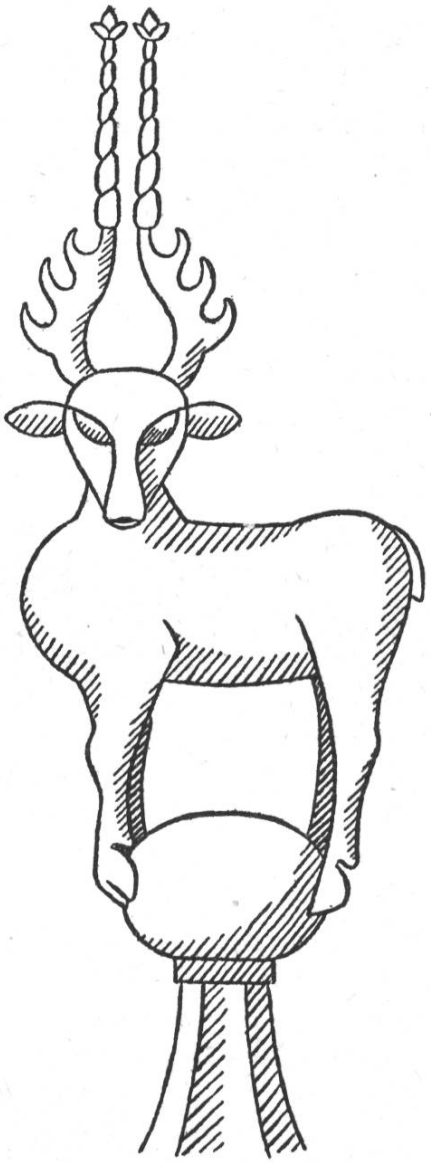
Das grosse, weisse Pergament, worauf alle diese Geschenke aufgezählt und mit dem Siegel des Königs bestätigt sind, wird noch heute in Zürich aufbewahrt.
Geschrieben wurde es vor mehr als tausend Jahren, am 21. Juli 853.

*

Hildegard starb, als sie noch nicht dreissig Jahre alt war, und ihre Schwester Bertha wurde nun Vorsteherin der Abtei.
Zu Berthas Zeiten wurde die Abteikirche erbaut. Es heisst, sie sei mit ihren schlanken Säulen und hohen Gewölben die schönste in Alamannien gewesen.

*

Diese Kirche stand 400 Jahre lang. Dann brach man sie ab und baute auf der gleichen Stelle eine neue Kirche, unser heutiges Fraumünster[20]).
Über dem Nordeingang meisselte der Steinmetz damals einen einfachen Hirsch, der zwei gewundene Kerzen auf seinem Geweih trägt. Dieser Hirsch steht heute noch dort oben. Er wendet den Kopf und schaut durch die Häuser hindurch nach Norden, dorthin, wo einst die Pfalz stand, wo König Ludwig mit seinen frommen Töchtern wohnte.



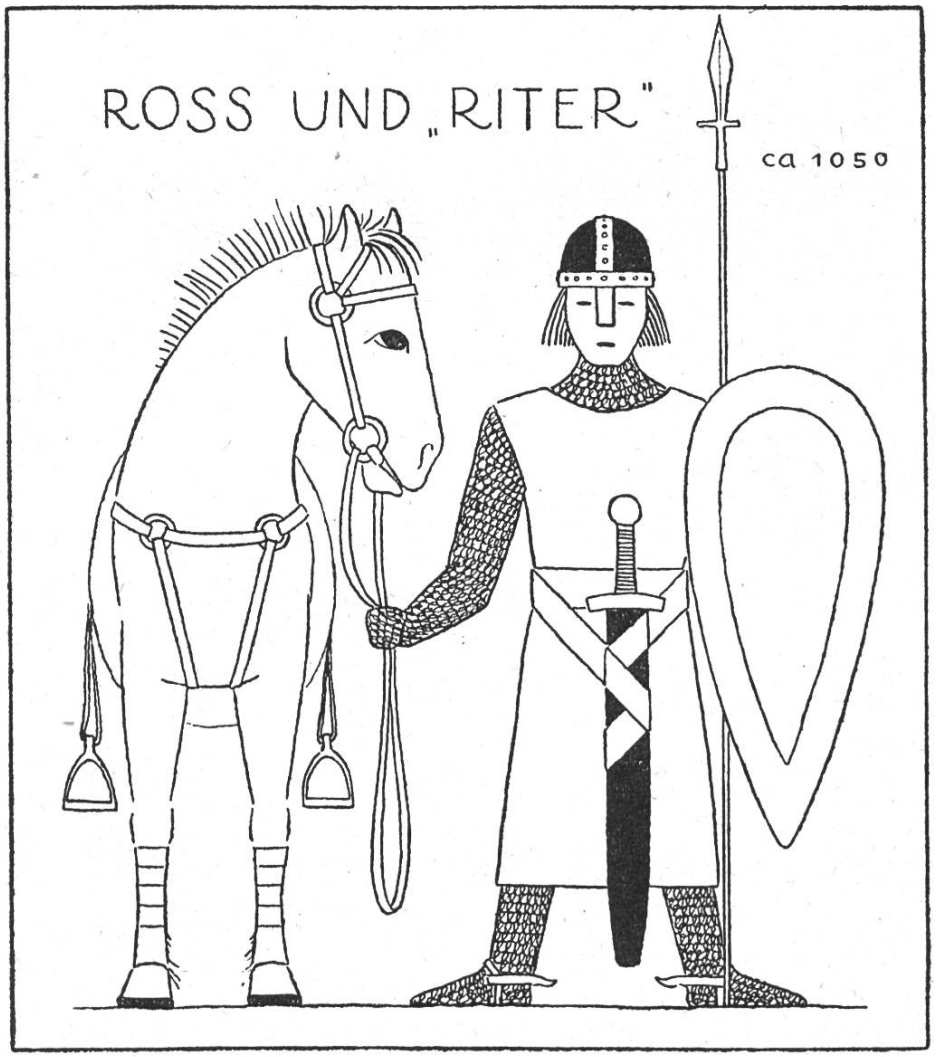
VON RITTERN UND BURGEN

Burgund und Alamannien

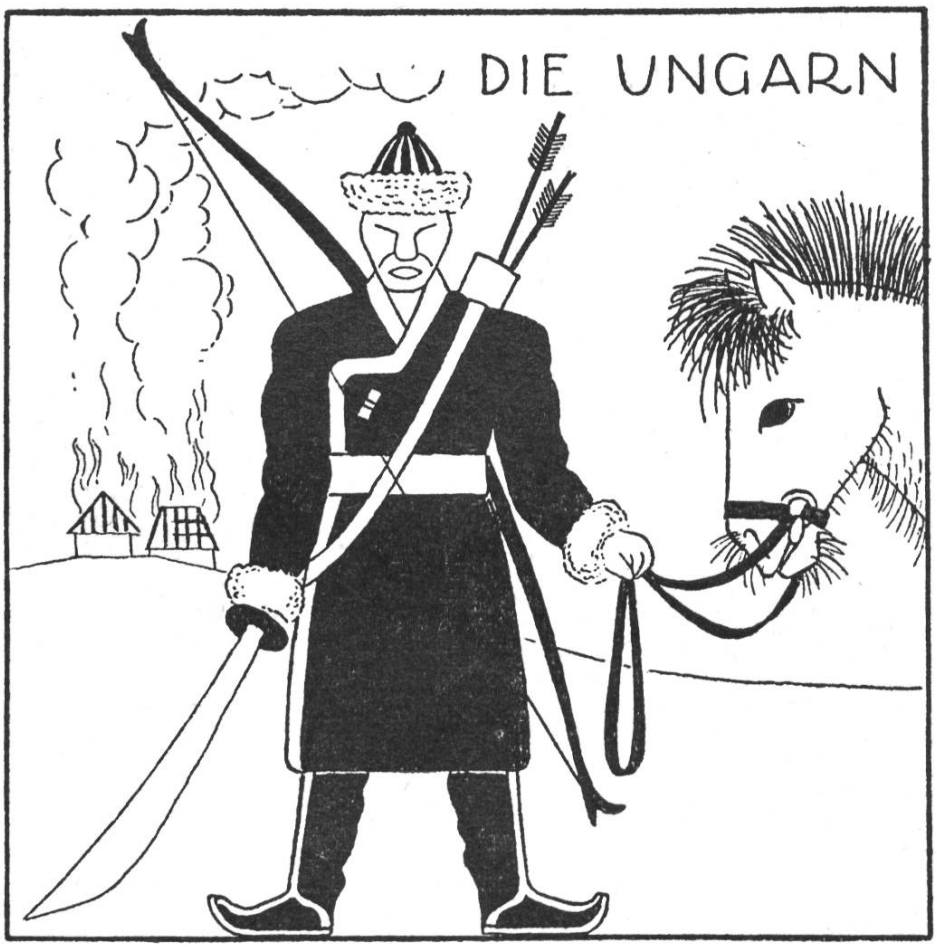
Manche Stämme, die einst von den Franken unterworfen worden waren, erhoben sich nach dem Zerfall des Frankenreiches. Im Westen unseres Landes liess sich ein *Graf Rudolf zum König der Burgunder* ausrufen (888), und in *Alamannien* stellte sich ein *Graf Burkhart als Herzog* an die Spitze seines Stammes (917). Zürich war eine Zeitlang der Hauptort des Herzogtums Alamannien.

Die Ritter

Noch zu Karls des Grossen Zeiten war jeder freie Mann wehrpflichtig gewesen. Das änderte sich jetzt in der Zeit der vielen und langen Kriege.



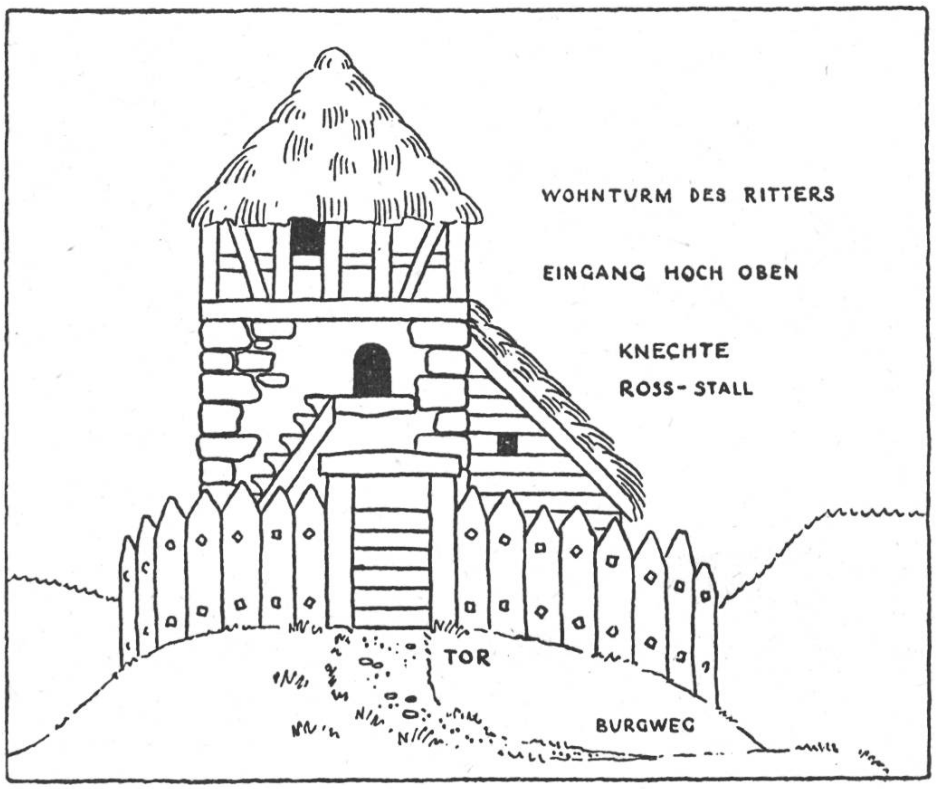
Nur noch den reichen Freien, die für die Feldarbeit genug Knechte besassen, war es möglich, *monatelang von zuhause wegzubleiben.* Ausserdem war immer mehr die Sitte aufgekommen, *in schwerer Rüstung und zu Ross* in den Kampf zu ziehen. Auch *das konnten sich nur die Reichen leisten.*
Es wurde üblich, dass die Söhne der reichen Freien[21]) als Krieger ganz in den Dienst eines Grafen oder Herzogs traten.
Der *Reiterdienst* wurde ihr *Lebensberuf.* Man nannte sie «*Riter*», später auch «*Ritter*». Die gewöhnlichen Bauern aber wurden vom Kriegsdienst befreit.



Im 10. Jahrhundert fiel das wilde Reitervolk der Ungarn über das Abendland her. In unserem Lande stellte sich der Alamannenherzog Burkhart mit seinen Rittern dem Feind entgegen. Es gelang ihm, die Ungarn zu vertreiben. Später zogen sie dann zwar noch zweimal mordend und brennend durch Europa, wobei auch das Kloster St. Gallen geplündert wurde.

Das Lehen

Der Ritter wurde für seinen Dienst nicht mit Geld bezahlt. Sein «Herr» (König, Herzog, Graf) belohnte ihn auf eine andere Art. Er gab ihm *ein Lehen*. Das heisst: *er machte ihn zum Herrn über Land und Leute*. (Zum Beispiel über mehrere Dörfer.) Die Bauern dieses Gebietes mussten dem Ritter an bestimmten Tagen (Martini!) einen Teil ihres Ertrages abliefern: Korn, Wein, Gänse, Schweine, Wolle usw.
Statt selber Kriegsdienst zu leisten, mussten also die Bauern für den Lebensunterhalt der Krieger, der Ritter, sorgen.

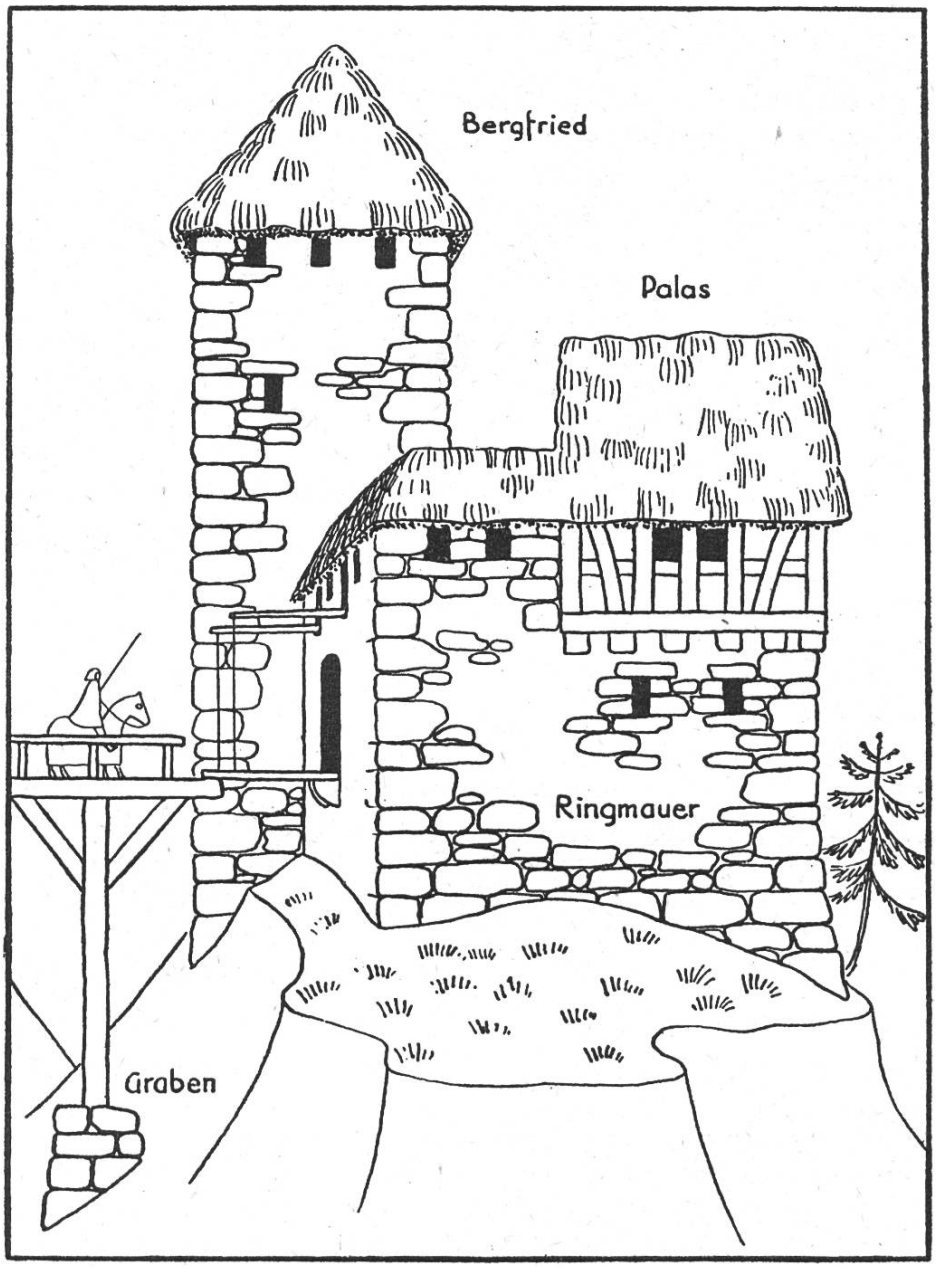


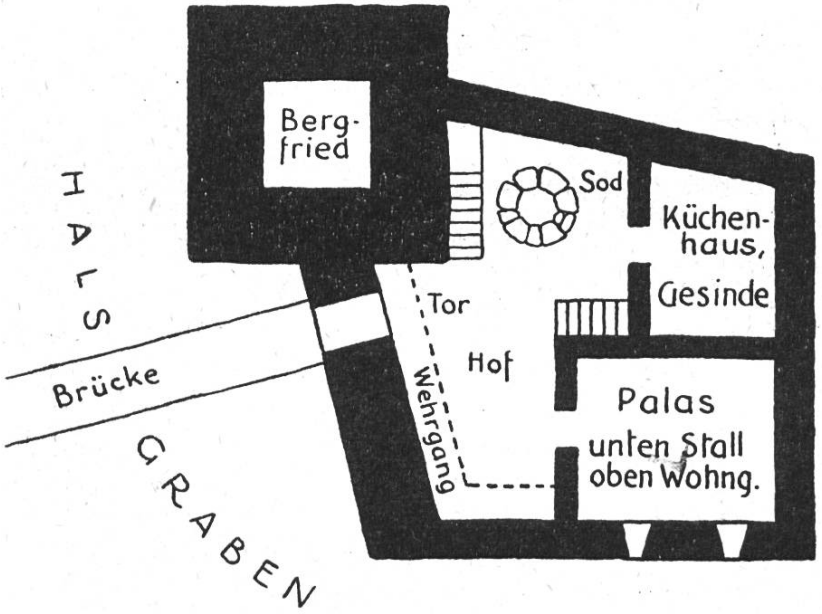
Die Wohnung der Ritter

Die ersten Ritter wohnten wohl einfach in einem Herrenhof, der zu ihrem Lehen gehörte. Später aber bauten sie Häuser, die besser verteidigt werden konnten. Das waren die Burgen.
Die ersten Burgen entstanden vor etwa tausend Jahren. Sie waren sehr einfach. Auf seinem steinernen Turm, der noch mit einem starken Pfahlzaun umgeben war, wohnte der Ritter zwar weniger bequem als im Herrenhof, dafür aber sicher vor plötzlichen Überfällen. Jeder hörige Bauer war verpflichtet, als Erdarbeiter, Maurer oder Zimmermann am Burgbau mitzuarbeiten.

Stärkere Burgen [22])

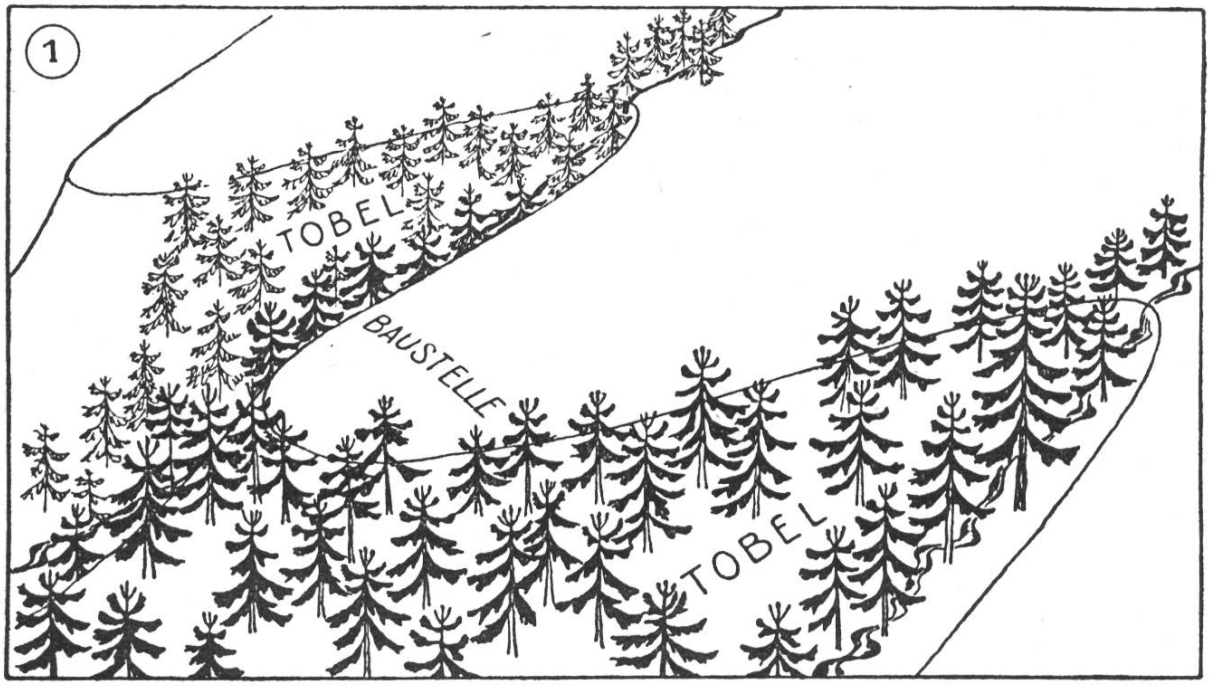
Mit der Zeit baute man immer stärkere Burgen. Statt eines Pfahlzaunes errichtete man eine dicke *Ringmauer aus Stein* (bis 3 m dick!). Der Turm diente oft nicht mehr als Wohnung, sondern nur noch zur Verteidigung. Er wurde dann «*Bergfried*» genannt und stand meist auf der Seite, die am ehesten angegriffen werden konnte. Auf der am besten geschützten Seite der Burg stand das Wohnhaus des Ritters, der «*Palas*». Zwischen diesen Bauten lag der *Burghof* mit dem *Sodbrunnen*.


Bergfried
Palas
Ringmauer
Graben

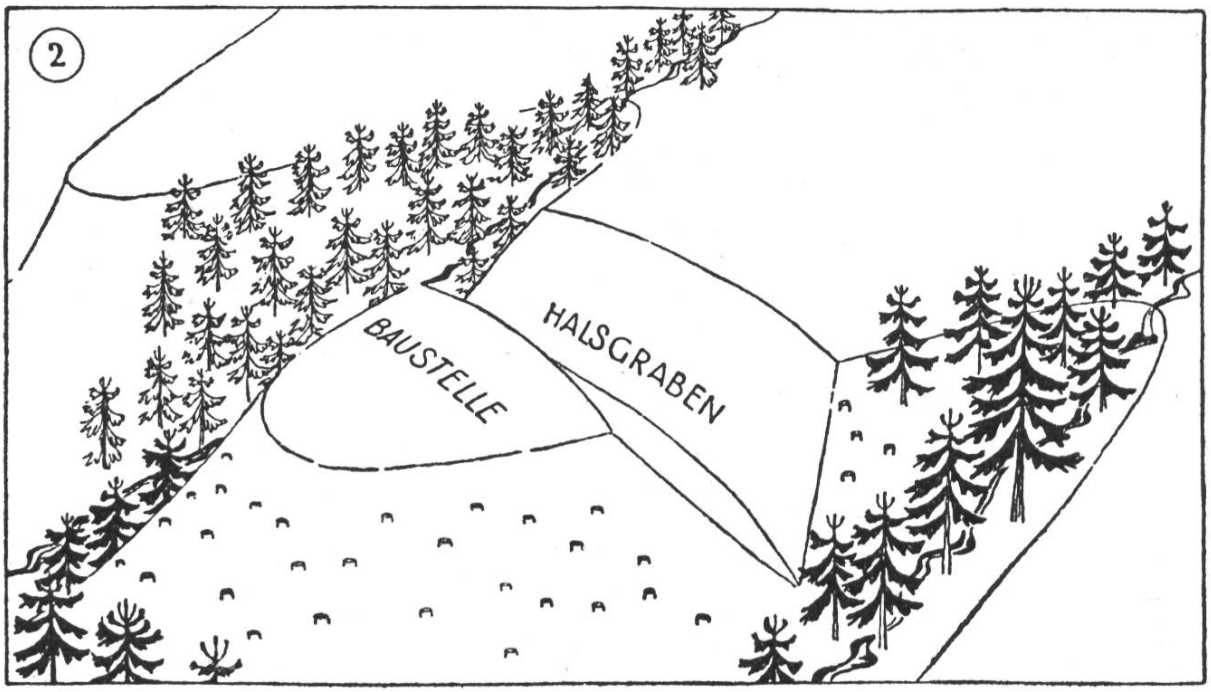

Berg-
fried
Sod
Küchen-
haus,
Gesinde
Tor
Hof
Wehrgang
Palas
unten Stall
oben Wohng.
HALS
Brücke
GRABEN

Eine Burg wird gebaut

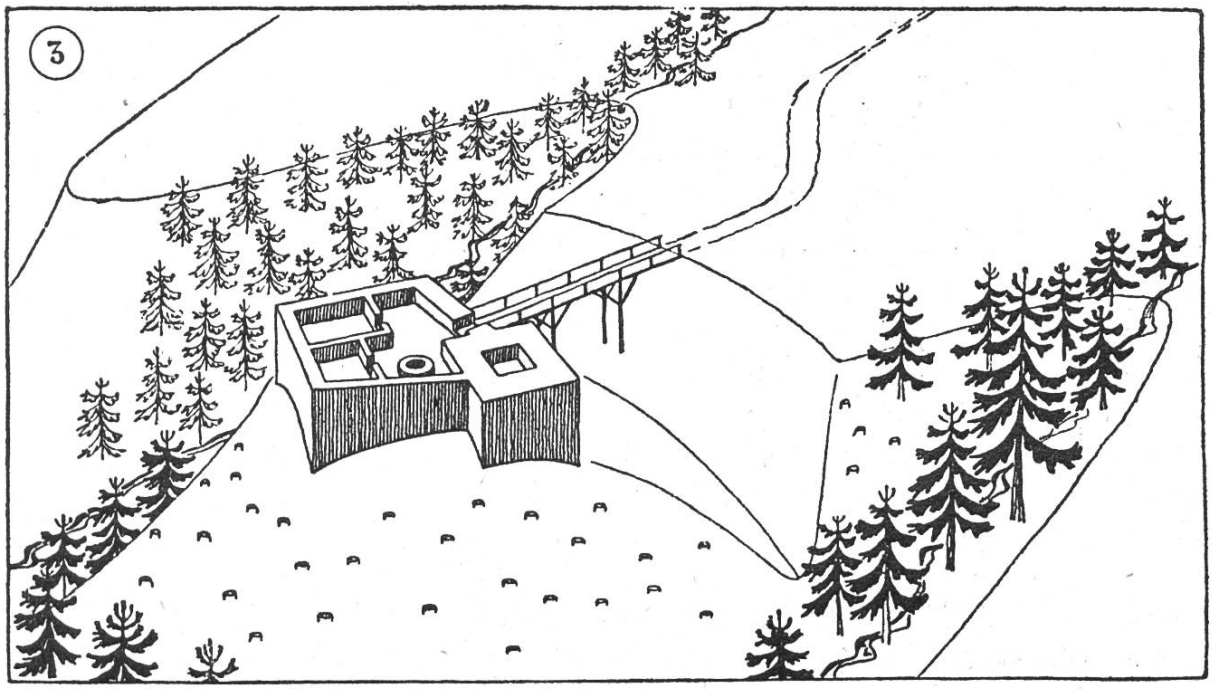
1. Der Burgherr hat die Baustelle gut gewählt. Sie liegt auf dem äussersten Zipfel eines terrassenförmigen Bergvorsprungs zwischen zwei tiefen Bachtobeln.



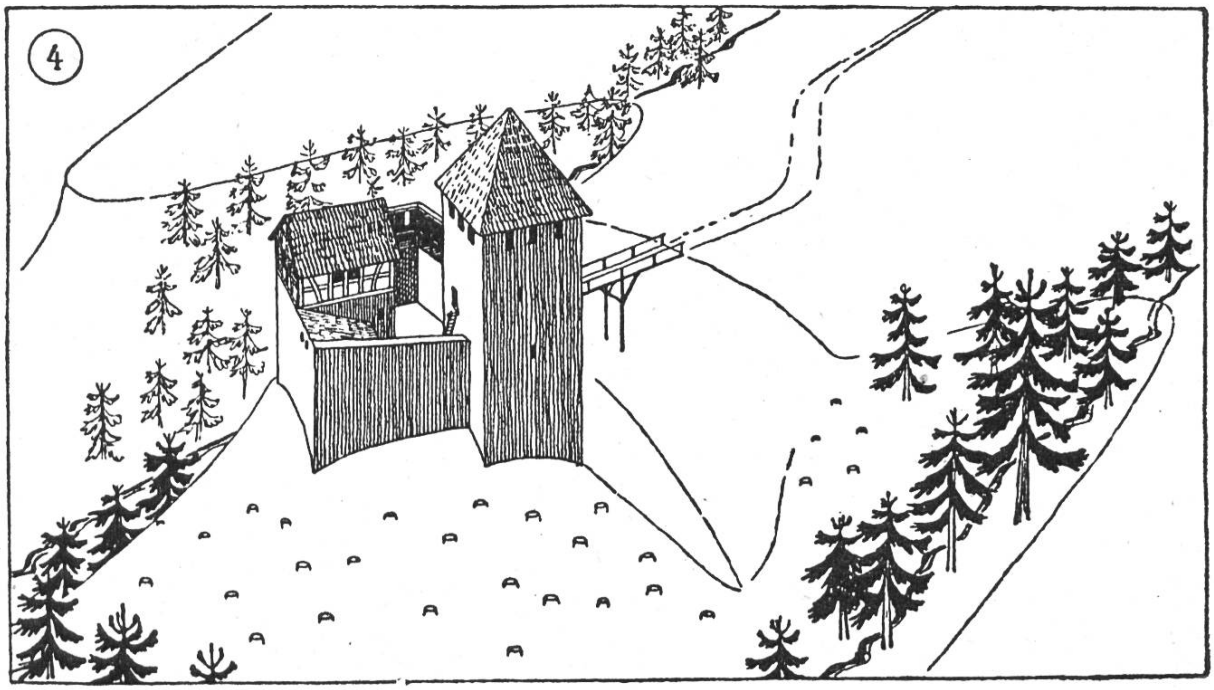
2. Ein Graben wird quer durch den «Hals» des Bergvorsprungs ausgehoben (daher Halsgraben). So entsteht ein Burghügel, der nach allen Seiten steil abfällt. Damit kein Feind sich ungesehen der Burg nähern kann, werden die Bäume rings um den Hügel gefällt.



3. Die Burg im Bau. Man erkennt den Grundriss. Auf der gefährdeten Bergseite steht der Bergfried mit seinen mächtigen Mauern. Auch die Ringmauer ist auf dieser Seite am dicksten. Im Hof der Sodbrunnen. Ein schmaler Steg überbrückt den Halsgraben.

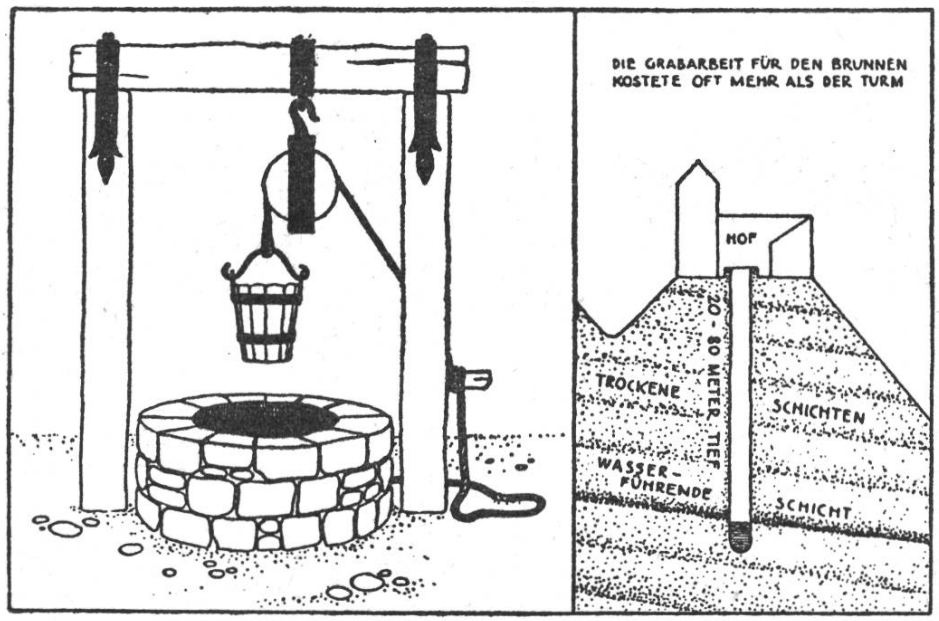


4. Die fertige Burg. Der Palas steht auf der weniger gefährdeten Talseite.

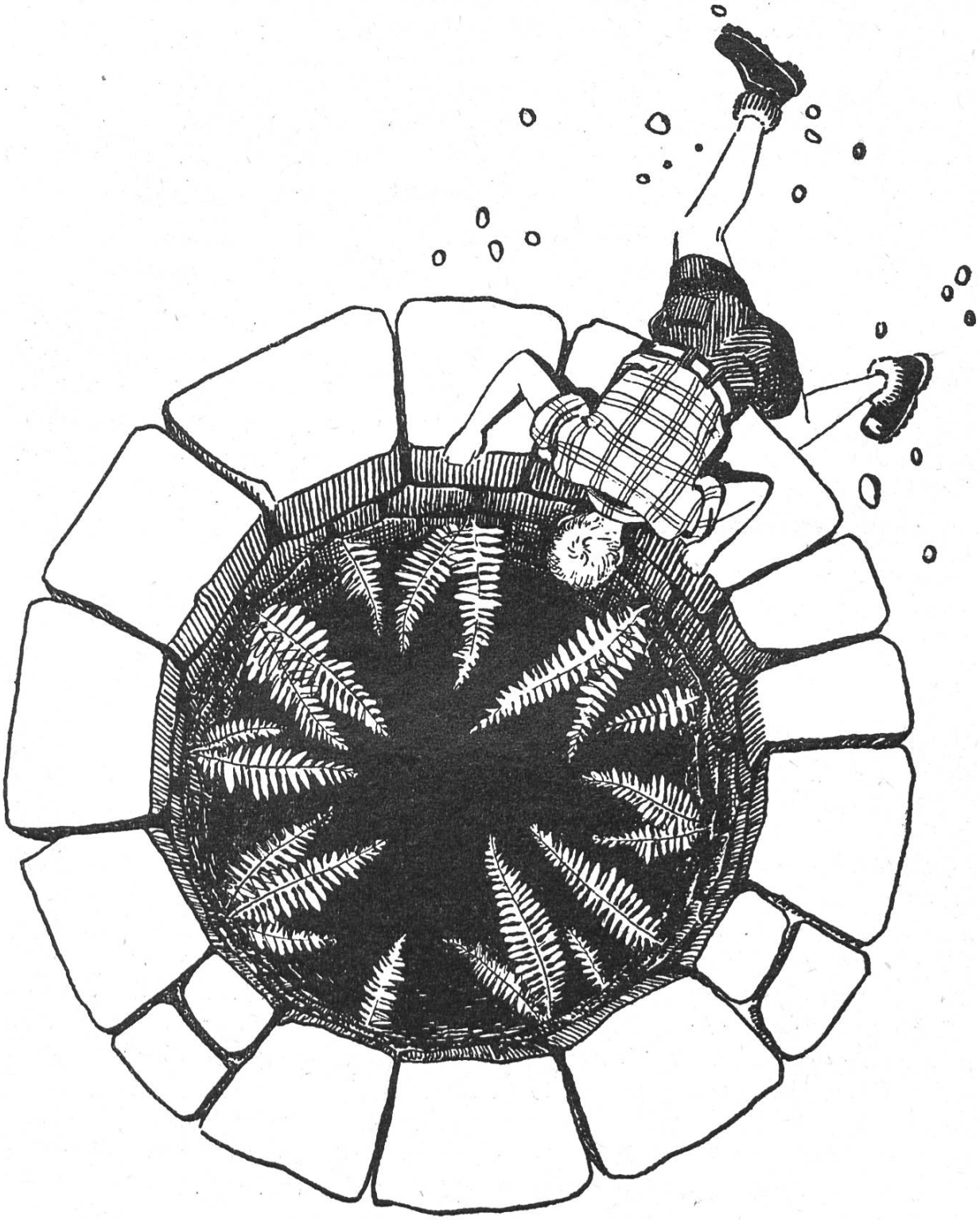


Der Sodbrunnen

Es kam vor, dass eine Burg von Feinden umzingelt und angegriffen wurde. Waren Tor und Mauern stark, die Vorratskammern mit Lebensmitteln gefüllt, die Verteidiger wachsam und treu, dann konnten die Burgleute eine solche Belagerung monatelang aushalten, wenn sie frisches *Wasser* in der Burg hatten! Ohne Wasser hätte auch die tapferste Besatzung kaum drei Tage lang standhalten können. Darum legte der Burgherr ganz besondere Sorgfalt auf den Bau eines guten Brunnens. *Ohne Brunnen war eine Burg wertlos!*

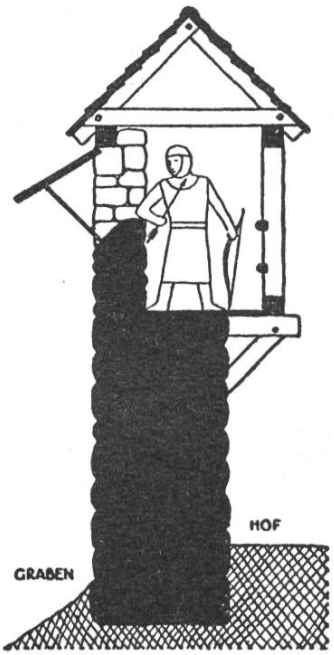


Wenn wir heute auf eine alte Burg kommen, dann gucken wir gern, wie dieser Bub hier, in das geheimnisvolle Dunkel des Sodbrunnens.
Dort, wo das Sonnenlicht gerade noch hinreicht, wachsen Farnkräuter aus den Mauerritzen. Feuchte Kühle steigt herauf. Unsere Stimme hallt hohl und schauerlich aus der Tiefe zurück.
Birgt der Brunnen ein Geheimnis? Vielleicht einen Goldschatz? Liegen dort unten rostige Waffen, deren heller Klang längst verstummt ist?
Vielleicht aber sitzt auf dem tiefsten Grunde eine ur-uralte Kröte, die verwunschene Prinzessin, die noch immer auf Erlösung wartet!



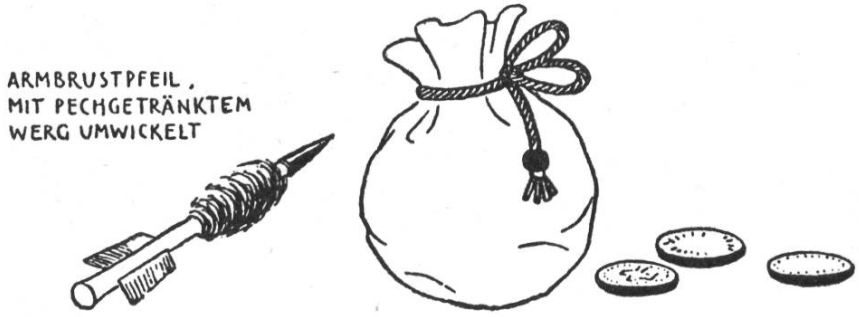
Der Wehrgang

Es war für einen Angreifer schwer, an die Burg heranzukommen, denn hoch oben auf dem Wehrgang, hinter den *Zinnen* der Ringmauer, standen die Verteidiger mit Pfeil und Bogen zur Abwehr bereit.
Auf manchen Burgen konnten die *Zinnenlücken* mit eisenbeschlagenen Läden verschlossen werden.
Es gab auch einfachere, offene Wehrgänge ohne Dach.



Zwei gefährliche Waffen

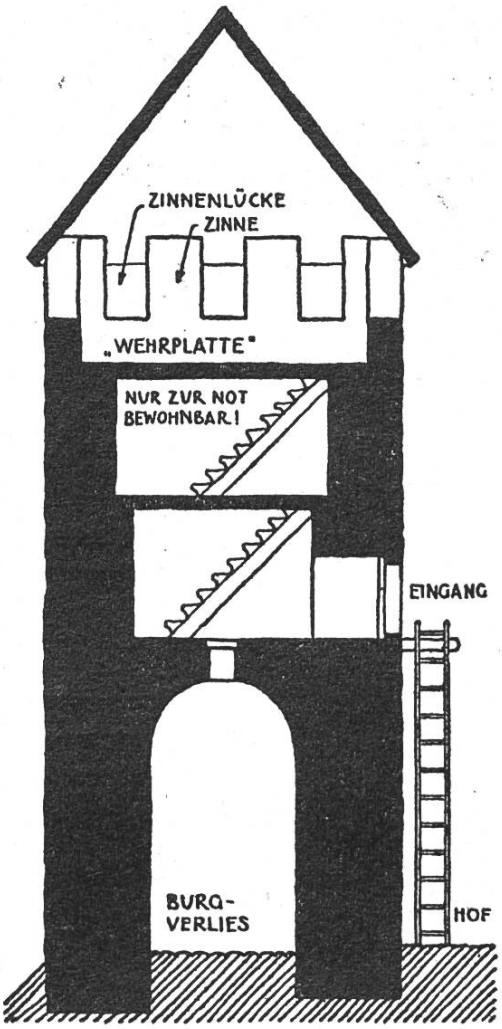
Wenn es dem Feind gelang, einen *Brandpfeil* auf das Stroh- oder Schindeldach zu schiessen, dann war die Burg verloren. Darum ersetzte man diese billigen, aber feuergefährlichen Dächer so bald als möglich durch ein starkes, feuersicheres *Ziegeldach.*

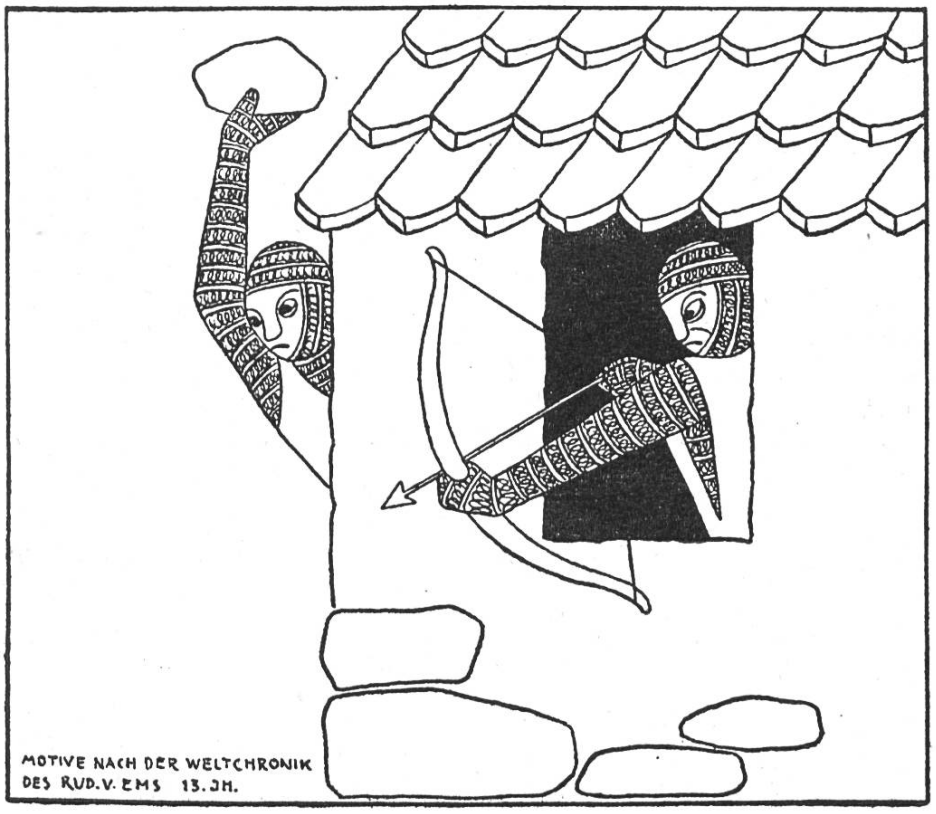


Es gab aber noch ein anderes, viel gefährlicheres Mittel als das Feuer, eine Burg zu erobern:
Mit einem Beutel voll *Geld* versuchten die Angreifer etwa in dunkler Nacht einen einsamen Wächter zum *Verrat* an seinem Herrn zu verlocken. Die Sache war einfach: Der treulose Wächter brauchte bloss den Rücken zu kehren und «nichts zu sehen und zu hören». Dann erstiegen die Feinde mit Leitern ganz lautlos die Mauer, drangen in die Burg ein und überwältigten die schlafenden Kameraden des Verräters.
Manche Burg ist so erobert worden. Solch schändlicher Verrat galt als das niederträchtigste Verbrechen, und selbst die Feinde verachteten eigentlich den Mann, der sie um Geld in die Burg seines Herrn einliess.

Die letzte Zuflucht

Wenn der Burgherr sah, dass er Tor und Mauer gegen eine grosse Übermacht von Feinden nicht halten konnte, dann zog er sich mit seinen Leuten in den «*Bergfried*» zurück. Ein Bergfried war mit Gewalt kaum zu erobern. Von der «Wehrplatte» aus erreichten die Pfeile der Bogenschützen jedes Ziel in weitem Umkreis. Die Pfeile der Angreifer vermochten dagegen kaum bis zur Höhe des Turmes hinaufzusteigen. Mit furchtbarer Wucht sausten die Steine der Verteidiger in die Tiefe und zerschmetterten die Sturmleitern. Sobald aber der Wasservorrat in den grossen Kupferkesseln aufgebraucht war, zwang der Durst die Besatzung zur Übergabe.





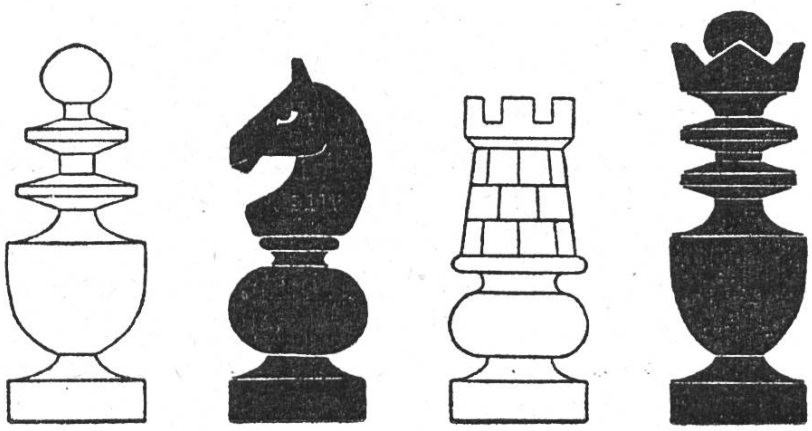
Winter in der Burg

Wenn der Schneesturm um die Mauern pfiff, war es ungemütlich in der Burg. Im Saal war es dunkel, denn die Fensteröffnungen wurden mit Läden verschlossen. (Glasfenster gab es damals erst in den Kirchen.) Das offene Kaminfeuer heizte den grossen Raum nur schlecht. Es «zog» im ganzen Palas, und mancher Ritter litt an «Pfnüsel» und «Gsüchti».
Die Menschen der Ritterzeit hatten den Winter gar nicht gern; das merkt man aus vielen Liedern. So dichtete einst der Graf von Toggenburg:

Mir ists leide,
Dass der Winter beide
Wald und auch die Heide
Hat gemachet kahl.

Schach

An langen Wintertagen vertrieben sich die Ritter gern die Zeit am Schachbrett. Welch ritterliches Spiel! Da ist der mächtige Herzog, später «Dame» genannt, der das ganze Feld beherrscht. Die Pferde überspringen jedes Hindernis. Gut geplanter Angriff von allen Seiten wechselt mit zäher Verteidigung hinter starken Türmen. Und da ist auch der König, der bis zuletzt geschützt werden muss. Kann er der Bedrohung nicht mehr ausweichen, so ist das Spiel aus.



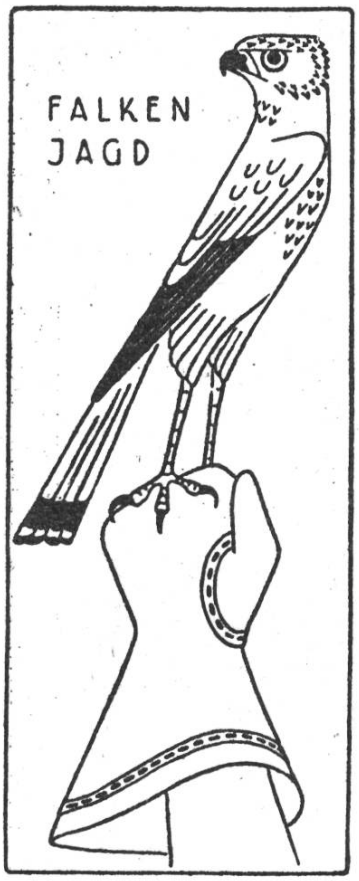
Fahrende Sänger

waren auf der Burg willkommene Gäste. Der Spielmann begleitete seine Lieder auf der Fiedel.

Manche Ritter schrieben zu ihrem Vergnügen Gedichte und ersannen auch gleich eine «Weise» dazu. Der Zürcher Ritter *Rüdiger Maness* sammelte solche Lieder. Er liess sie in ein dickes Pergamentbuch abschreiben und mit den Bildnissen der Dichter prächtig schmücken *(Manessische Liederhandschrift)*. [23])

Das Turnier [24])

Von weither kommen die Ritter mit ihren Frauen und Knappen zum Fest. Sie wollen im Kampfspiel mit andern ihren Mut und ihre Geschicklichkeit erproben. Die Zuschauer erkennen die Kämpfer an ihren Wappen auf Schild und Überhangdecke und an der Helmzier (Kleinot, Zimier). Die Gegner rennen in vollem Galopp aufeinander los. Jeder nimmt sich vor, den andern mit dem stumpfen Speer aus dem Sattel zu werfen. — Die Knappen eilen dem Gestürzten zu Hilfe. Dem Sieger aber setzt die schönste Dame einen Blumenkranz aufs Haar.



Die Jagd

Hoch zu Ross, mit Pfeil und Bogen, von seinen Hunden begleitet, zog der Ritter mit seinen Freunden zur Hirschjagd in den bunten Herbstwald.
Dem gefährlichen Wildschwein trat man in offenem Kampf mit dem Sauspiess entgegen.
Als vornehmster Sport galt aber die *Falkenjagd.* Der Jäger trug dabei den Falken auf der Faust. Eine Kappe aus Leder bedeckte den ganzen Kopf des Vogels, so dass er im Dunkeln sass. Sobald der Ritter eine Wildtaube oder einen Reiher auffliegen sah, nahm er seinem gefiederten Jagdgefährten die Kappe ab. Der Falke schwang sich hoch in die Luft und stiess dann auf die Beute nieder. Auf mancher Burg gab es einen besonderen «*Falkner*», der die wertvollen Vögel pflegte und erzog.[25]) Ein *Kaiser* hat damals sogar ein Buch geschrieben: «*Über die Kunst, mit Falken zu jagen.*» (Es war Friedrich II., der Zürich reichsfrei machte und den Schwyzern einen Freiheitsbrief gab.)

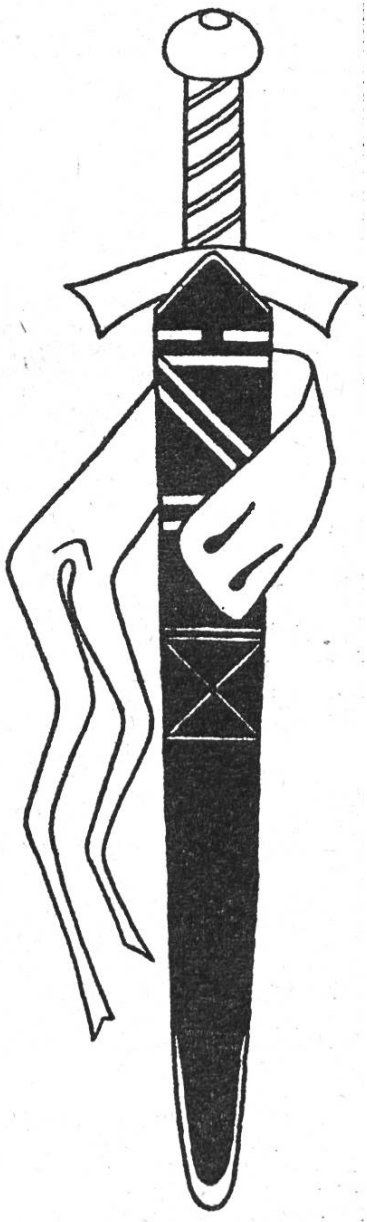
Die Erziehung zum Ritter

Der Ritter setzt seinen siebenjährigen Knaben vor sich aufs Ross und reitet mit ihm zur Burg eines Freundes. Dort soll er das «Ritterhandwerk» erlernen.

Als *Edelknabe* lernt er bei der Burgfrau Anstand und gute Sitten, beim Burgkaplan (Pfarrer) etwas lesen und schreiben, beim Burgherrn aber reiten, fechten und schwimmen. Er erhält auch Unterricht in der Wappenkunde. Mit vierzehn Jahren wird er ein *Knappe*. Er begleitet von nun an seinen Lehrmeister in den Kampf.

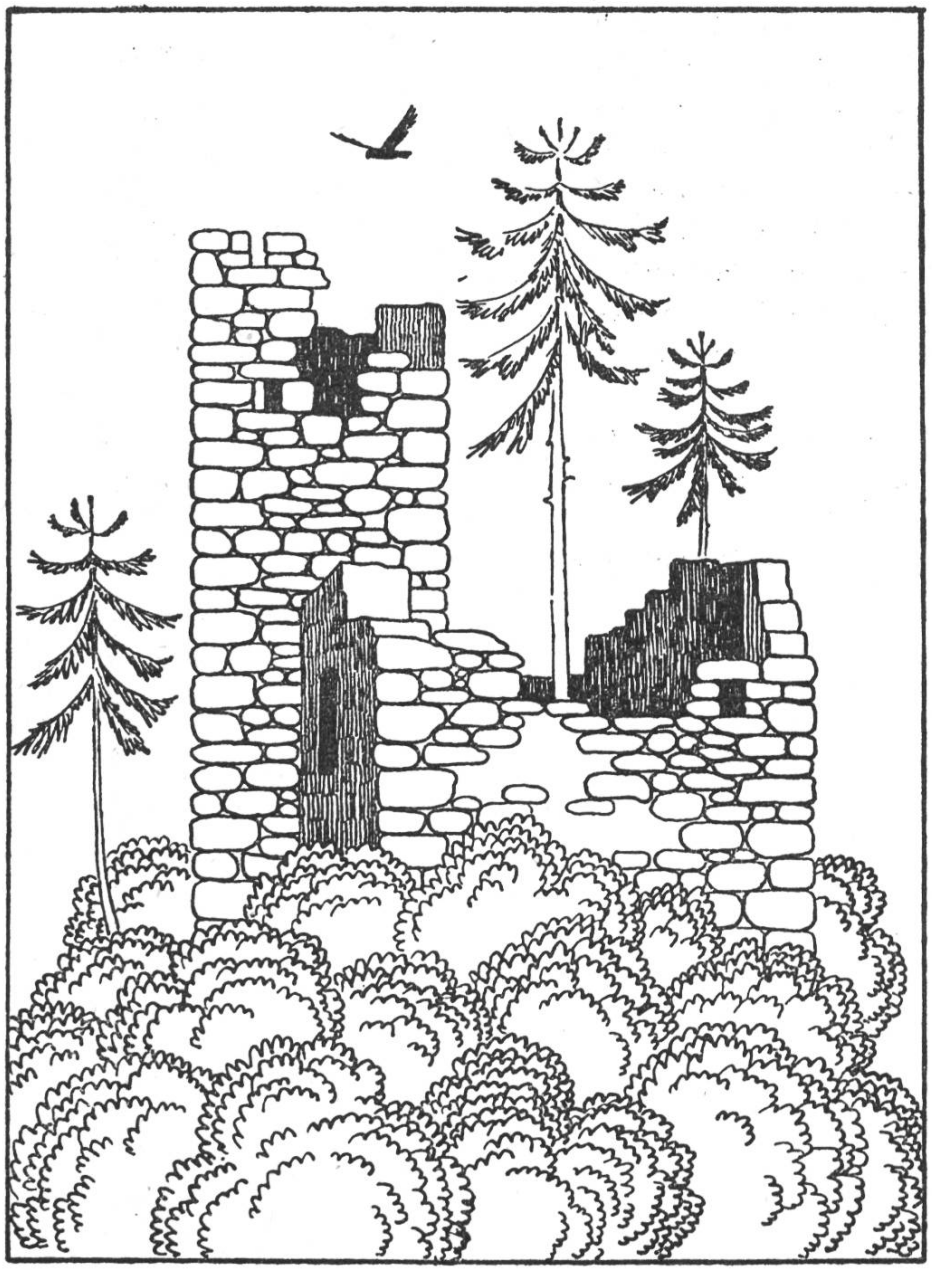
Hält er sich tapfer und treu, so wird er mit einundzwanzig Jahren *ein Ritter*. Der Graf schenkt ihm die Zeichen der Ritterwürde: Das Schwert, den Gürtel und die Sporen.

Der junge Edelmann gelobt, stets für Recht und Wahrheit zu streiten, dem König Treue zu halten, Witwen und Waisen zu schützen und die Frauen zu ehren. Dann gibt der Graf ihm den Ritterschlag.



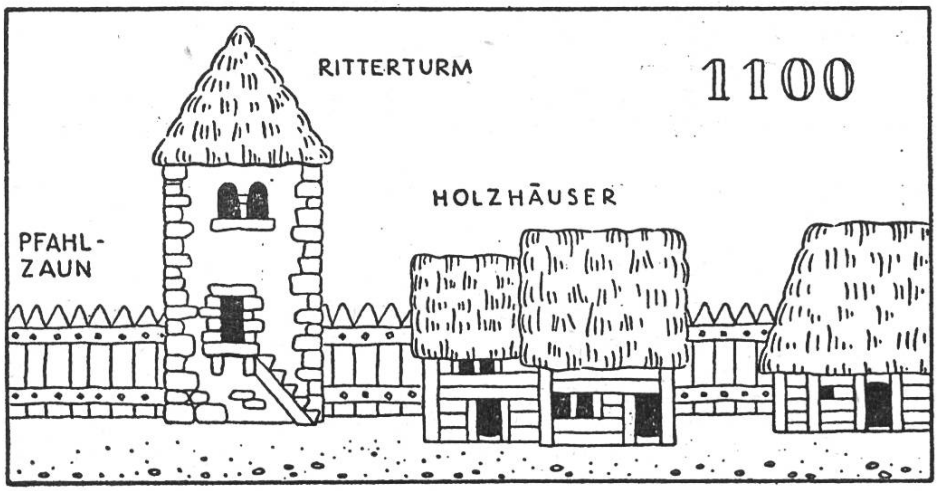
Raubritter. Es kam vor (jedoch viel seltener als man glaubt), dass ein Ritter seine ganze gute Erziehung vergass und sich aufs Rauben und Stehlen verlegte. Mit seinen Spiessgesellen lauerte er den reisenden Kaufleuten auf. Ein solcher «Hagherr» war eine wahre Landplage! Manches Raubnest ist aber vom empörten Volk erstürmt und «ausgeräuchert» worden.

Eine Ruine. Ein Brand zerstörte die Dächer. Wasser und Frost zernagen die ungeschützten Mauern. Bauern benützen die zerfallende Burg als «Steinbruch». Der Wald erobert den früher kahlgeschlagenen Burghügel zurück. Raubvögel horsten im Gemäuer. (Vergleiche die Abbildung auf Seite 63.)



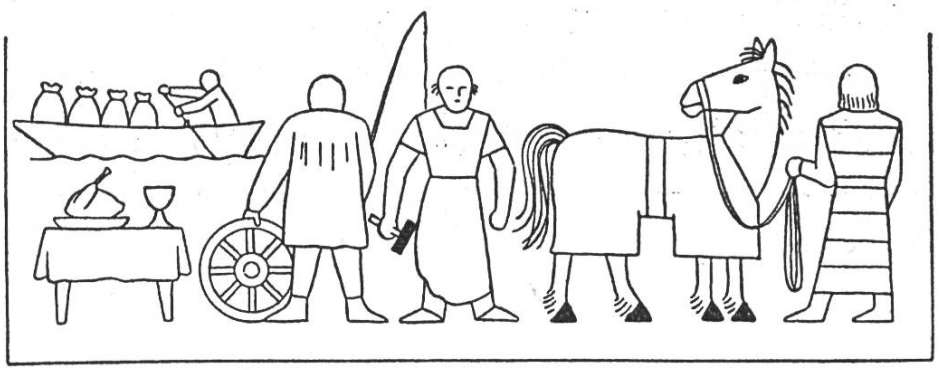
WIE ZÜRICH EINE STADT WURDE

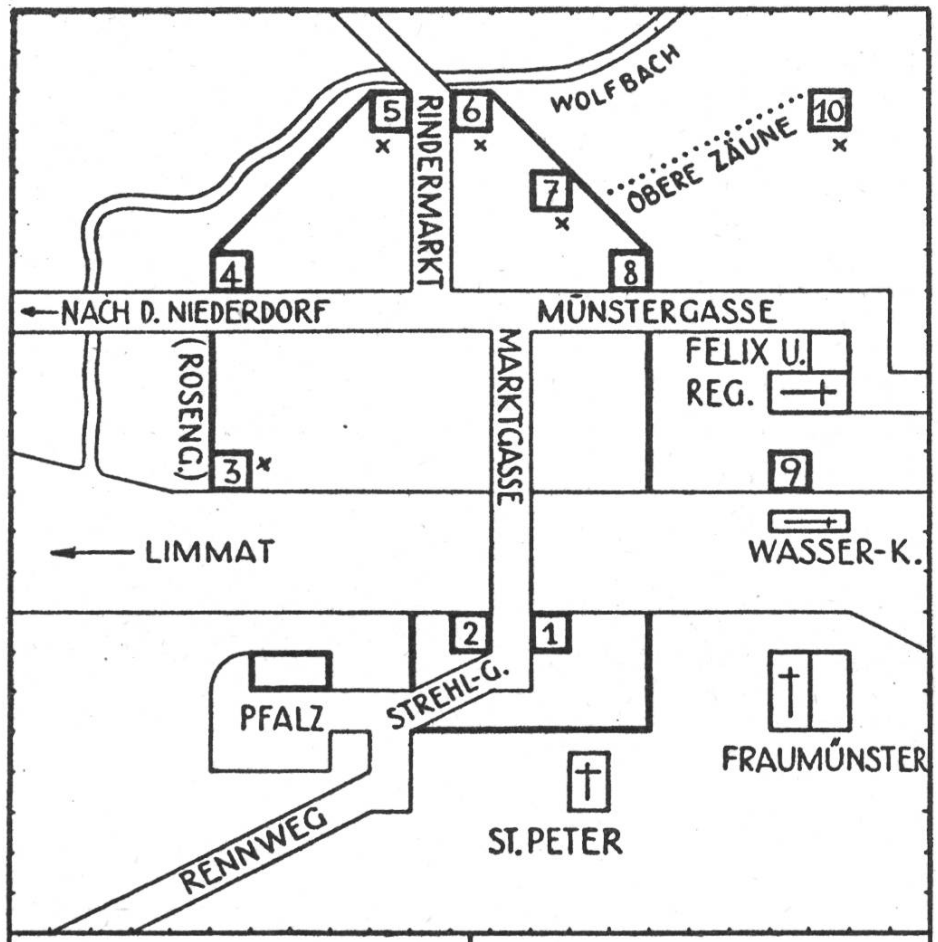
Wohl schon im 11. Jahrhundert errichteten mehrere Ritter *am Rande des Ortes* ihre trotzigen steinernen *Wohntürme*. Von Turm zu Turm wurden *vielleicht Mauern* oder starke *Pfahlzäune* gebaut. So wurde Zürich eine Festung, *eine Stadt*. Sie war aber damals noch sehr klein. Die Pfalz und die Kirchen standen schon ausserhalb. [26])



Der Markt

Zürich lag an günstiger Stelle: Hier, am Ende des Sees, mussten die deutschen und welschen Kaufleute ihre *Güter von den Schiffen auf Wagen umladen*. Bei dieser Gelegenheit durften sie Waren *auf den Strassen der Stadt feilbieten*. Von weither kamen die Käufer auf diesen *Markt*. Natürlich hatten dabei auch die *einheimischen* Krämer, Handwerker, Wirte und Schiffleute einen schönen Verdienst.

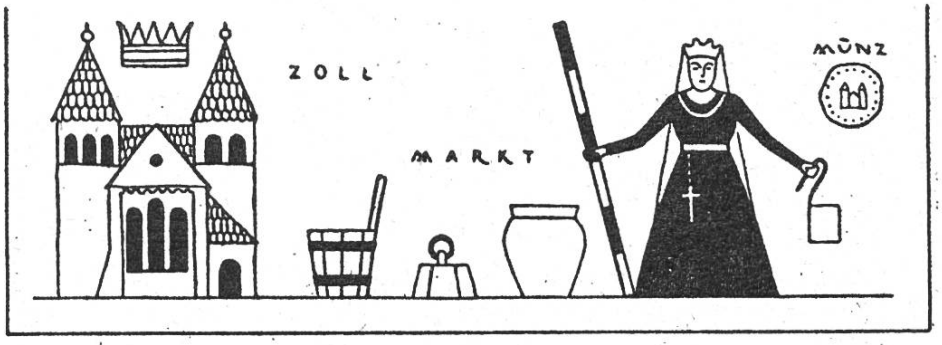




1. Roter Turm
2. Mülnerturm
3. Glentnerturm
4. Biberturm
5. Bilgriturm
6. Grimmenturm
7. Brunnenturm
8. Manessenturm
9. Hottingerturm
10. Steinhaus

Die Türme mit dem Kreuz* stehen noch!

«Herrin des Marktes» war die *Äbtissin der Fraumünsterabtei.* Sie durfte nämlich die Marktgebühren und den Zoll einziehen. Der Kaiser selber hatte ihr dieses *Markt- und Zollrecht* verliehen. Ihre Beamten mussten aber auch aufpassen, dass die Händler gerechtes *Mass und Gewicht* brauchten! Noch heute ist an der Mauer des Fraumünsters ein Klaftermass zu sehen.

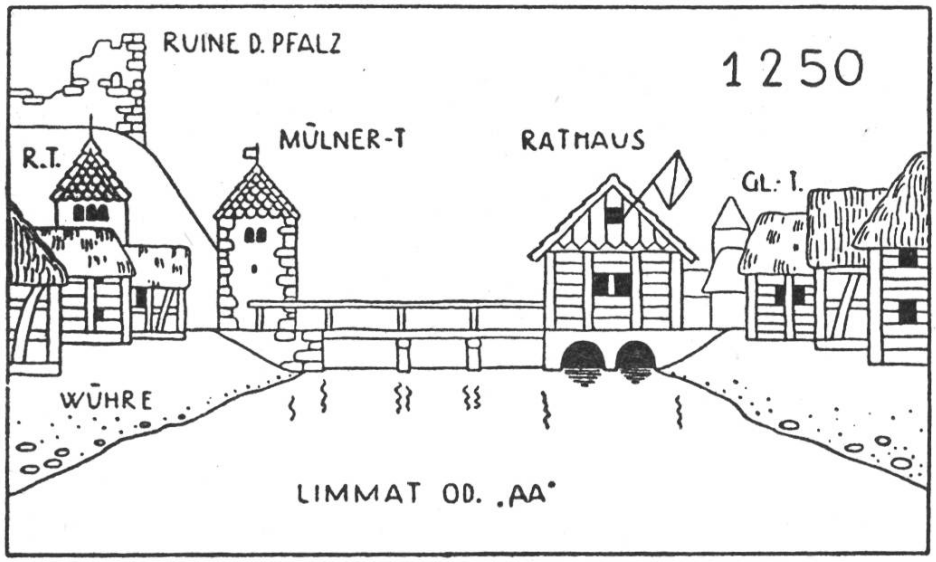


Der Reichsvogt

Damals wurde die Stadt und das umliegende Land von einem fremden Fürsten regiert. Dieser *Reichsvogt* war des Kaisers Stellvertreter wie an andern Orten der Gaugraf. Er wohnte auf der *Pfalz*. Er hielt *Gericht* und zog die *Steuern* ein. Als *Schirmvogt der Fraumünsterabtei* regierte er auch über das Tal *Uri,* das ja zum Fraumünster gehörte. Der letzte Reichsvogt von Zürich war ein gar mächtiger Fürst: *Herzog Bertold von Zähringen,* der Gründer der Stadt Bern.

Zürich wird eine freie Reichsstadt

Im Jahr 1218 starb der letzte Zähringer. Jetzt baten die Zürcher den Kaiser, er möge die Herrschaft über ihre Stadt keinem fremden Herrn mehr geben. Sie wollten sich lieber *selber regieren.* Der Kaiser, dem die vielen Grafen und Herzöge sowieso schon zu mächtig wurden, war damit *sehr einverstanden. Aus den Ritterfamilien der Stadt* wurden nun *Räte und Richter* gewählt, und diese regierten jetzt in Zürich. In der «Aa» wurde ein einfaches *Rathaus* gebaut. Die Pfalz wurde niedergerissen.
Heute erinnert nur noch der Name «Pfalzgasse» an jene alte Burg.



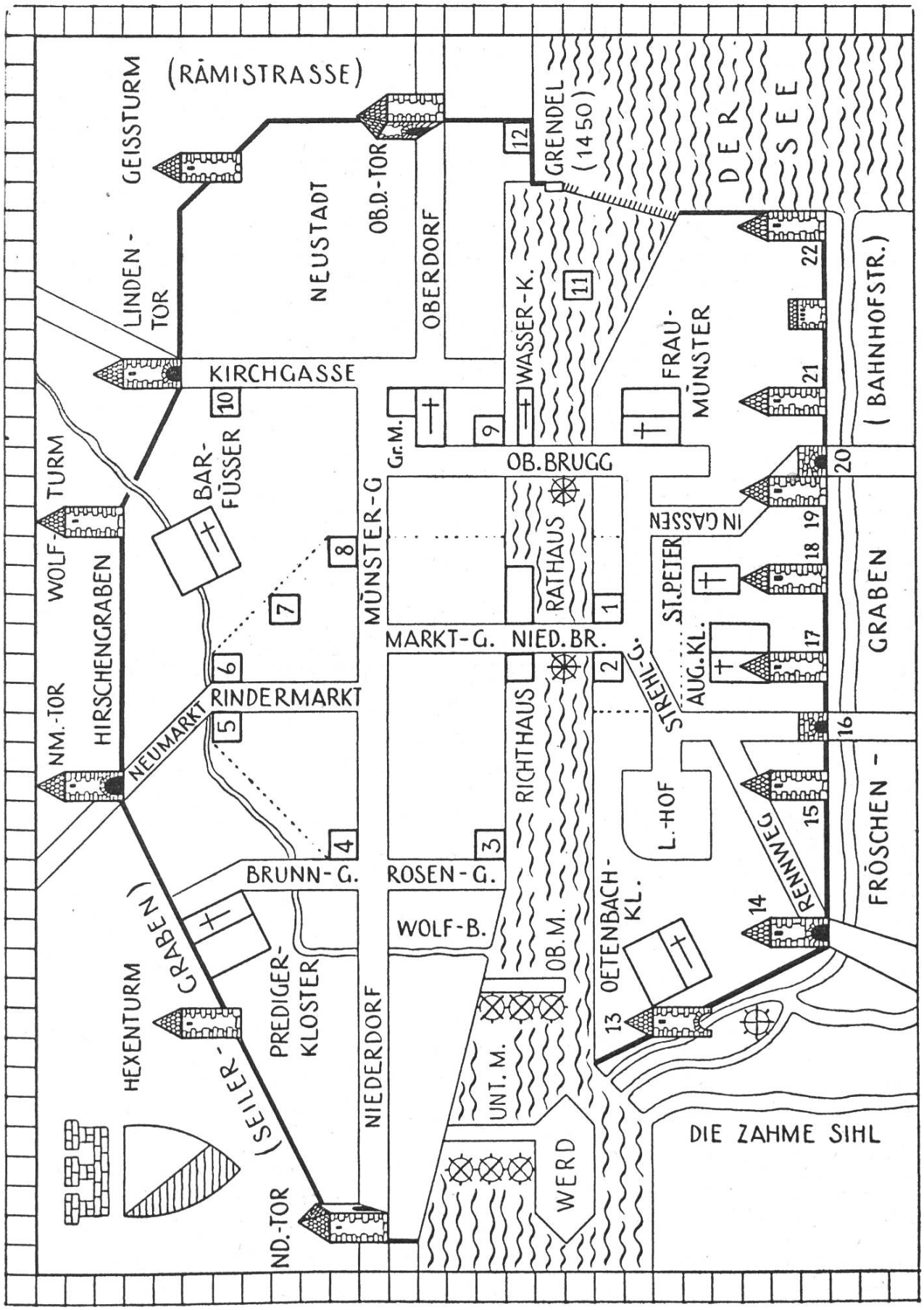
Zürich wird gross und stark

Viele Handwerker und Krämer, aber auch reiche Kaufleute zogen jetzt nach der freien Stadt. Hier waren sie nämlich *nur noch dem Kaiser, aber keinem Grafen oder Herzog mehr untertan.*
Neue Quartiere entstanden, und bald zählte Zürich *etwa 6000 Einwohner.* Zum Schutze der vergrösserten Stadt bauten die Bürger *eine Ringmauer mit starken Türmen und Toren.*

Vergleiche den nebenstehenden Stadtplan (die sog. Dritte Befestigung) mit dem Plänchen auf Seite 78!

Numerierte Türme und Tore:

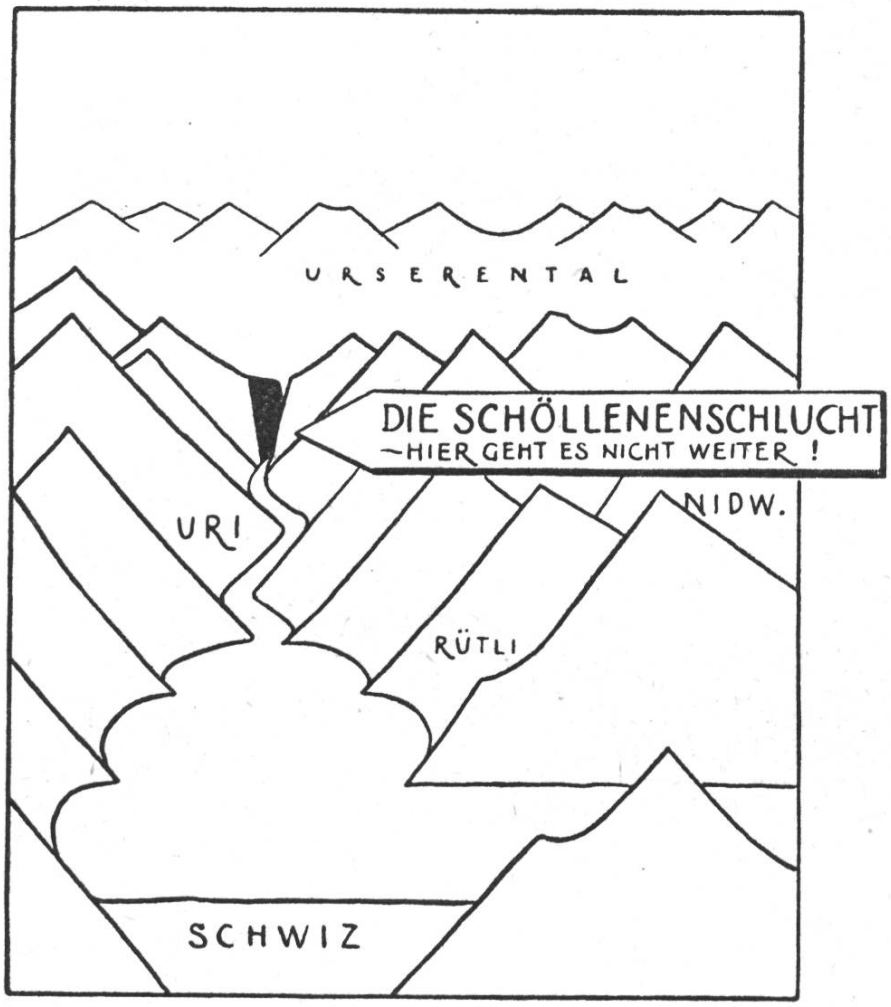
11 Wellenberg
12 Langenöhrli-Turm
13 Ötenbachturm
14 Rennwegtor
15 Kuttelturm
16 Ketzistörli
17 Augustinerturm
18 Leuenturm
19 Wollishoferturm
20 Wollishofertörli
21 Der Äbtissin Turm
22 Kratzturm


(RÄMISTRASSE)
GEISSTURM
LINDEN-TOR
NEUSTADT
OB.D.-TOR
OBERDORF
GRENDEL (1450)
DER SEE
KIRCHGASSE
WASSER-K.
FRAU-MÜNSTER
(BAHNHOFSTR.)
WOLF-TURM
BAR-FÜSSER
Gr.M.
OB.BRUGG
MÜNSTER-G
RATHAUS
IN GASSEN
ST.PETER
AUG.KL.
GRABEN
HIRSCHENGRABEN
NM.-TOR
NEUMARKT
RINDERMARKT
MARKT-G.
NIED.BR.
STREHL-G.
RICHTHAUS
L.-HOF
RENNWEG
FRÖSCHEN-
BRUNN-G.
ROSEN-G.
WOLF-B.
OB.M.
OETENBACH-KL.
HEXENTURM
GRABEN)
(SEILER-
PREDIGER-KLOSTER
NIEDERDORF
UNT.M.
WERD
DIE ZAHME SIHL
ND.-TOR

WIE DER DREILÄNDERBUND ENTSTAND

Das einsame Tal Uri

In uralter Zeit lebten im Reusstal friedliche Bauern und Hirten. Sie waren seit 853 zwar Gotteshausleute der Fraumünsterabtei zu Zürich. Aber die milde Herrschaft der fernen Äbtissin spürten sie kaum. Einheimische Beamte zogen regelmässig die bescheidenen Steuern ein, und hie und da kam der Schirmvogt der Äbtissin ins Land, um Gericht zu halten. Sonst aber kümmerte sich niemand um das abgelegene, einsame Tal «am Ende der Welt».



Die Schöllenenschlucht wird bezwungen

Die Urner brachten etwa um das Jahr 1200 ein kühnes Werk zustande, das man bisher für unmöglich gehalten hatte: Sie bauten in gemeinsamer Arbeit einen Weg durch die Schöllenenschlucht. Teils in den Fels gehauen, teils an Ketten über der stiebenden Reuss aufgehängt, schlängelte sich der Saum-

pfad den feuchten Wänden entlang. Auch über eine steinerne Brücke führte der Weg; der Teufel habe sie in einer einzigen Nacht erbaut — so erzählt die Sage.

Die Sage von der Teufelsbrücke

(evtl. als Nacherzählung zu verwenden)

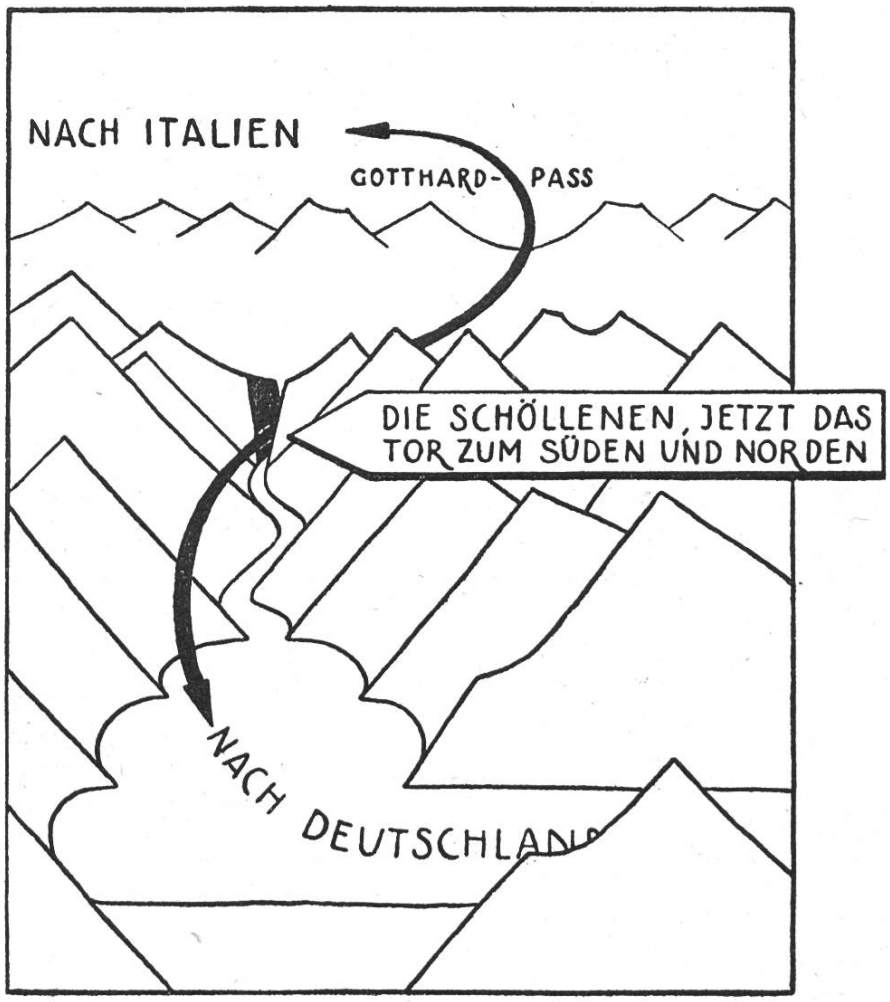
Die Urner hatten den Weg durch die Schöllenen fast fertig gebaut. Nur das schwierigste Stück fehlte noch, eine Brücke über die Reuss.
Der Steinmetz schaute in den greulichen Abgrund hinunter, schüttelte den Kopf, kratzte sich in den Haaren und meinte zum Zimmermann: «Das ist eine böse Sache. Meinetwegen mag der Teufel hier eine Brücke bauen!» Kaum war das Wort heraus, so ging in der Schlucht ein gewaltiges Gepolter los. Eine schwefelgelbe Wolke stieg auf, und als sie sich verzogen hatte, stand drüben in den Felsen der leibhaftige Böse.
«Abgemacht ihr Herren!» rief er. «Ich baue die Brücke. Aber der Erste, der darüber geht, muss mit mir in die Hölle!» Und weg war er.
Wie staunten die Urner, als sie anderntags wieder zur Schlucht hinaufstiegen: Über die Reuss wölbte sich eine festgefügte Steinbrücke. Auf der andern Seite aber stand der höllische Baumeister und wartete auf seinen Lohn.
Die Urner waren jedoch schlauer, als der Teufel geglaubt hatte. Sie hatten nämlich einen schwarzen Geissbock mitgebracht. Den trieben sie jetzt vorwärts, und er rannte als erster über die Brücke, gradwegs auf den Teufel los. Der fing an ganz schrecklich zu rumoren, als er sich so gefoppt sah. Er stemmte einen haushohen Felsblock empor und gedachte sein Werk samt dem Bock zu zerschmettern. In seiner Wut warf er aber zu weit; der Stein flog in hohem Bogen talauswärts bis gegen Wassen hinunter. Im

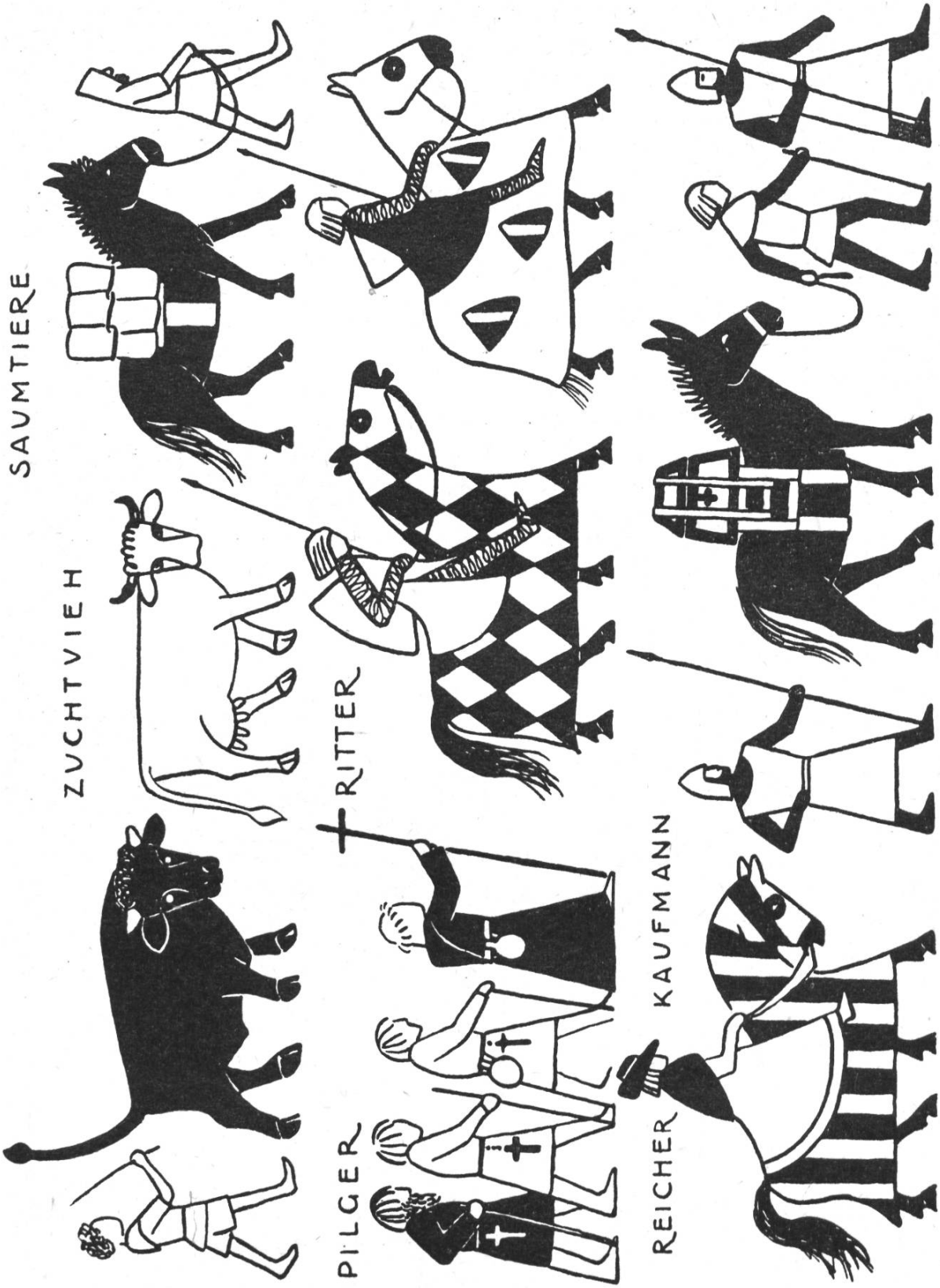
Freier Scherenschnitt einer Sechstklässlerin, ca. 14 × 21 cm, schwarz auf blauem Grund.

gleichen Augenblick aber verschwand der Teufel mit Blitz und Donner und Gestank. Seither hat er sich nie wieder nach Uri getraut. Das kühne Bauwerk aber heisst bis auf den heutigen Tag: «Die Teufelsbrücke».

Das wichtige Verkehrstal Uri

Nun war der Zugang zum Urserental frei, und jetzt wurde der Saumweg über den Gotthardpass bis ins Livinental hinunter ausgebaut. Durch die Bezwingung der Schöllenen war ein neuer Weg quer über die Alpen, von Deutschland nach Italien, geschaffen worden.
Das abgelegene Ländchen Uri, wo einst Füchse und Hasen sich Gute Nacht gesagt, war eines der wichtigsten Verkehrstäler in Europa geworden.
Deutsche und welsche Kaufleute benützten den neuen Weg, fromme Wallfahrer pilgerten über den Gotthard nach Rom. Gasthäuser wurden gebaut mit Ställen für die Saumtiere. Mancher Urner verdiente jetzt ein schönes Stück Geld als Säumer oder Gastwirt.





— was alles über den Gotthard zog!
(siehe Anmerkung 27)

Auch der Kaiser braucht den Gotthardweg

Kaiser Friedrich II. kämpfte in Italien gegen den Papst. Seine Krieger marschierten durch das Urnerland über den Gotthard, denn das war ja jetzt der kürzeste Weg nach dem Süden.
Damals war gerade der Herzog von Zähringen gestorben, der als Schirmvogt der Fraumünsterabtei über Uri regiert hatte. Der Kaiser hätte nun eigentlich den Urnern einen neuen «Herrn» bestimmen sollen. Aber er tat es nicht. Er wollte das Tal, das für ihn jetzt so wichtig war, lieber in seiner eigenen Hand behalten.

Uri wird verpfändet

Im Heere Friedrichs kämpfte damals auch der Graf von Habsburg. Er hatte mit seinen Rittern schon manche Schlacht für den Kaiser geschlagen und erwartete endlich eine Belohnung dafür.
Der Krieg hatte aber schon zu viel Geld gekostet. Die kaiserliche Kasse war leer, und der Graf drängte. Um seine Schuld loszuwerden, übergab der Kaiser dem Habsburger im Jahre 1230 ein kostbares Pfand — das Land Uri. Als die Urner das hörten, erschraken sie und sagten: «Das darf nicht geschehen!»

Die Bauern bezahlen des Kaisers Schulden

Die Urner legten all ihr Erspartes zusammen und schenkten das Geld dem Kaiser. Damit sollte er ihr Land dem Habsburger wieder abkaufen. Zugleich aber verlangten sie vom Kaiser das Versprechen, mit ihrem Land keinen solchen Handel mehr zu machen. Sonst wäre ja das ganze grosse Opfer umsonst gewesen. Der Sohn des Kaisers, König Heinrich, gab den Urnern dieses Versprechen schriftlich. Diese Urkunde heisst «Der Urner Freiheitsbrief».

Der Urner Freibrief

«Heinrich, König von Gottes Gnaden, seinen Getreuen, allen Leuten im Tal Uri. Da wir all das tun wollen, was zu euerem Vorteil ist, haben wir euch von dem Besitze des Grafen von Habsburg losgekauft. Wir versprechen euch, dass wir euch niemals mehr verpfänden wollen. Ihr sollt immer reichsfrei bleiben.
Gegeben zu Hagenau am 26. Mai 1231.»

Habsburgs Hand auf Schwiz und Nidwalden

In den Ländern Schwiz und Nidwalden wohnten fast lauter Freie. Die Habsburger hatten in diesen Ländern seit langer Zeit das Landgrafenamt inne. Das heisst: Sie mussten als Stellvertreter des Kaisers Gericht halten und Steuern einziehen.
Allmählich fingen sie aber an, die freien Leute wie ihre Hörigen zu behandeln, und das Land als habsburgisches Eigentum zu betrachten.
Dies verletzte den Stolz der freien Männer tief. Sie warteten aber ruhig und besonnen auf eine Gelegenheit, die verhasste Herrschaft abzuwerfen. Für Schwiz kam diese Gelegenheit bald.

Der Bannfluch über Kaiser Friedrich

In Italien ging der Krieg weiter. Der Papst richtete jetzt seine schärfste Waffe gegen den Kaiser — er verfluchte ihn. Er durfte keine Kirche mehr betreten; kein Priester sollte ihm im Sterben beistehen, niemand für ihn beten.
Viele Grafen und Herzöge fielen jetzt von ihrem gebannten Kaiser ab und traten auf die Seite des Papstes über, auch die Habsburger.

Schwiz bleibt dem Kaiser treu

Jetzt war der Augenblick der Befreiung für die Schwizer gekommen. Einem Landgrafen, der seinen Kaiser schmählich im Stich liess, brauchten sie nicht mehr zu hehorchen. Sie schickten dem bedrängten Kaiser eine Schar mutiger Kämpfer nach Italien zu Hilfe und baten ihn zugleich, dem treulosen Habsburger das Grafenamt über ihr Tal wegzunehmen und sie reichsfrei zu machen.

FRIDIRICVS · Kaiser von Gottes Gnaden
entbietet allen Talleuten von Schwiz seine Gnade
und alles Gute. Wir kommen euerm Willen
gnädig entgegen, weil ihr euere Treue durch
die Tat bezeugt habt, und nehmen euch in den
besonderen Schutz des Reiches. Gegeben zu
Favenz im Jahre des Herrn 1240

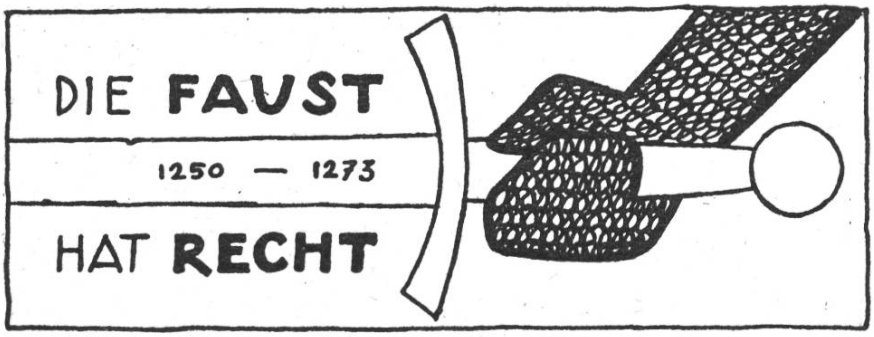
Der Schwizer Freibrief [28])

Die kaiserlose Zeit

Als Kaiser Friedrich im Jahre 1250 starb, wurde kein neuer König gewählt. Viele grosse und kleine Herren erhoben jetzt frech ihr Haupt. Es war ja kein «Meister» mehr da, dem sie gehorchen mussten!

Herzöge und Grafen suchten nun ihr Gebiet zu vergrössern, indem sie möglichst viel Land kauften — oder auch einfach raubten. Darum lag bald jeder mit jedem im Streit. Unter diesen endlosen Fehden litten die Bauern am meisten.

Einer war damals ganz besonders rührig: der junge Graf *Rudolf von Habsburg*. Stück um Stück riss er an sich und war bald der mächtigste Mann in unserem Land. «Sitz fest, Herre Gott, auf Deinem Stuhl, dass Dich der Habsburger nicht auch noch verdrängt!» betete der Bischof von Basel.

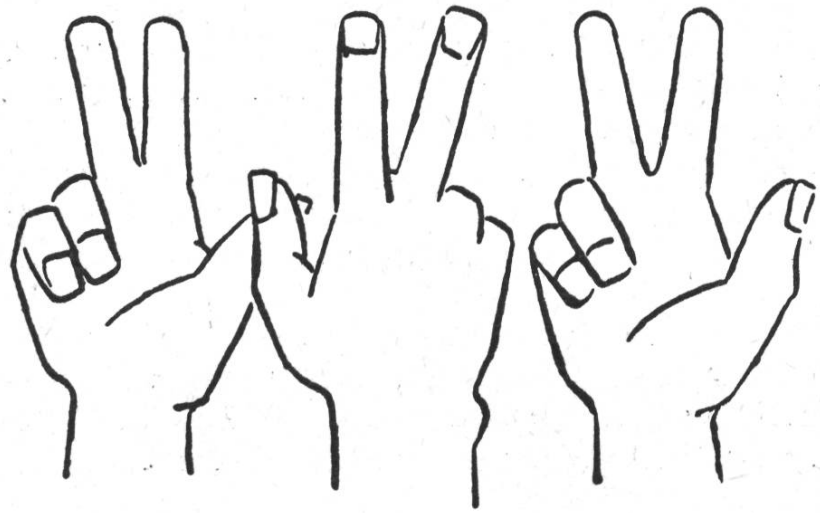


Die Regensberger Fehde (1267/68)

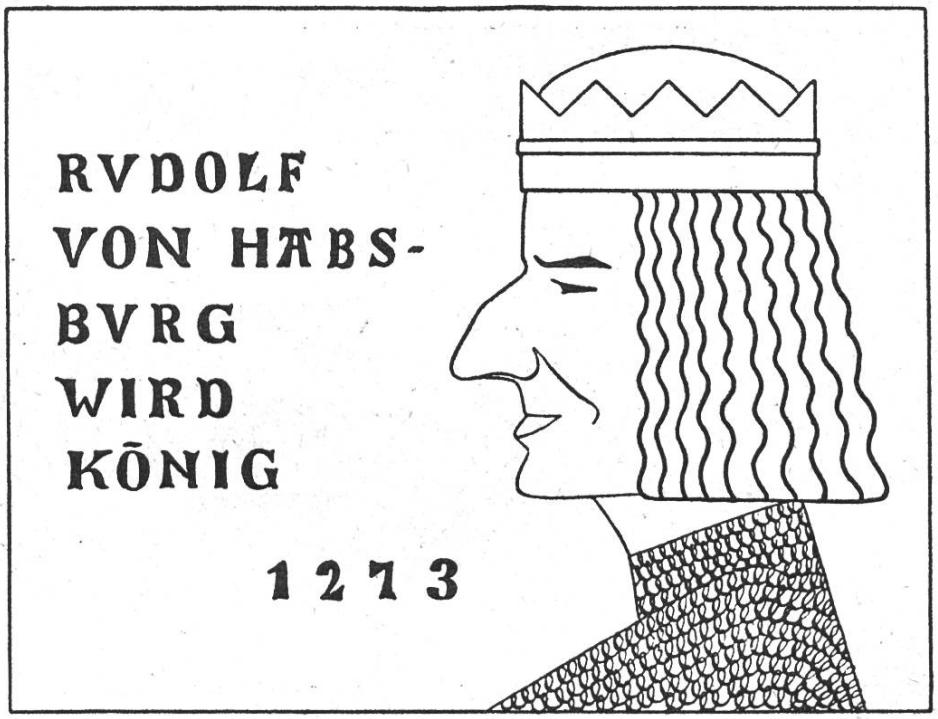
In jener Zeit des «Faustrechts» hatten sich die Zürcher mit dem Freiherrn *Lütold von Regensberg* verfeindet. Der besass nämlich rings um die Stadt einige Burgen und viel Land. Wenn die Zürcher Kaufleute durch dieses regensbergische Gebiet reisten — und das mussten sie, wohin sie auch immer wollten —, so stand da ein Beamter des Freiherrn und forderte den Wegzoll. Das erboste die Zürcher so, dass sie beschlossen, Lütolds Burgen zu brechen! Die gleiche Absicht hatte auch Rudolf von Habsburg, weil auch er mit dem Regensberger in Fehde lag. Mit vereinten Kräften stürmten Rudolf und die Zürcher jetzt Burg um Burg! [29])

Der erste Bund in den Waldstätten (1273)

Noch waren die Leute in den Waldstätten frei. Aber sie sahen mit wachsender Sorge, wie ringsumher Rudolfs Macht Jahr um Jahr näher an ihre Länder heranrückte.
In jener gefahrvollen Zeit kamen Männer aus Uri, Schwiz und Unterwalden auf dem Rütli zusammen und schlossen einen festen Bund. «Gemeinsam



wollen wir unsere Freiheit verteidigen und einander gegen jeden Feind helfen!» Das schwuren sie mit erhobenen Händen.
Diese Männer waren die ersten Eidgenossen.



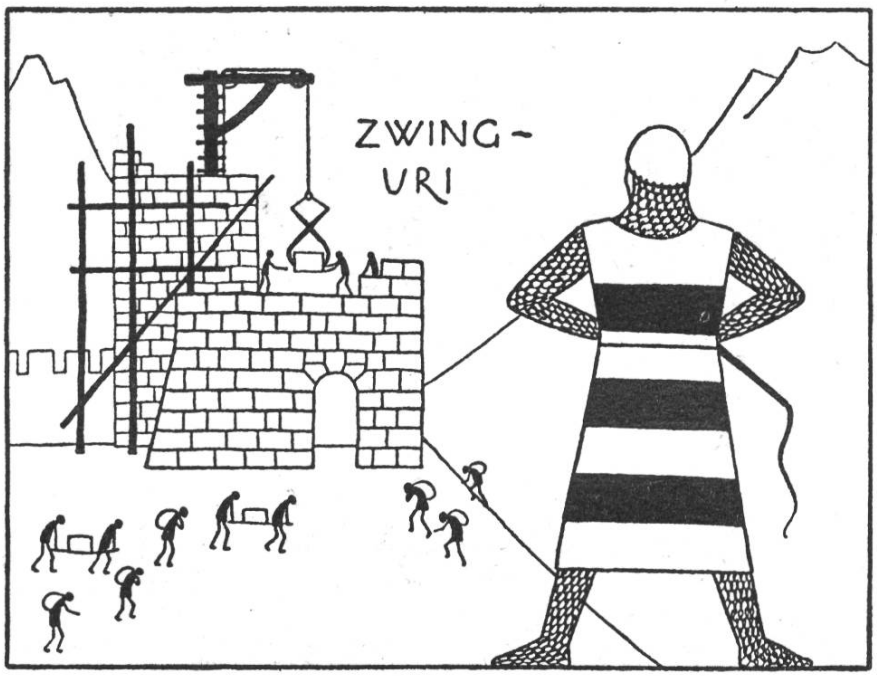
Gerade in jenen Tagen wusste der schlaue Graf es einzurichten, dass die sieben Kurfürsten ihn zum König wählten. Das war für viele Menschen ein harter Schlag!
König Rudolf regierte nämlich auch über reichsfreie Länder und Städte so, als ob die Leute darin seine eigenen Hörigen wären.
So übergab er zum Beispiel das grosse Reichsland Österreich kurzerhand seinem Sohne *Albrecht* und machte ihn zum «Herzog von Österreich».
Auch die *Zürcher* lernten jetzt ihren einstigen Waffenkameraden von einer ganz neuen Seite kennen: sie mussten so schrecklich viel Steuern bezahlen, dass ihnen das Liegen weh tat!
Und die *Eidgenossen?* Sie ahnten nichts Gutes, und sie täuschten sich nicht. Schon bald setzte Rudolf *auch in den Waldstätten habsburgische Ritter als Reichsvögte* ein und liess hohe Steuern einziehen.

Die Schandtaten der Vögte

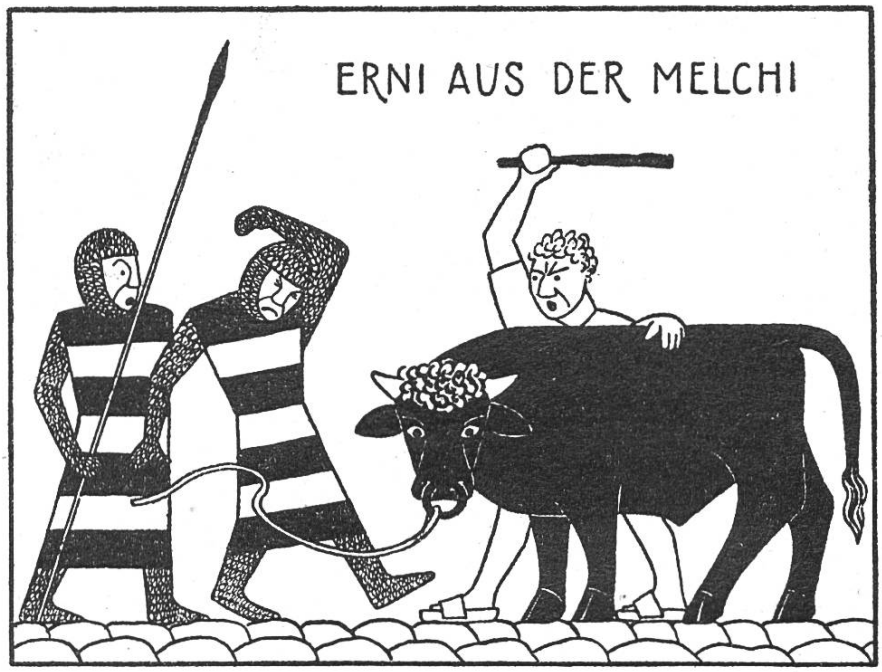
Ganz schlimm wurde es, als der König alt und kränklich wurde. Damals trieben es die fremden Vögte in den Ländern der Eidgenossen immer ärger.

Der Schlimmste von allen fing an, im Reusstal eine besonders grosse und starke Festung zu bauen. Zu den Bauern, welche die Steine auf die Baustelle schleppen mussten, sagte er hohnlachend:

«Diese Burg soll Zwing-Uri heissen!»

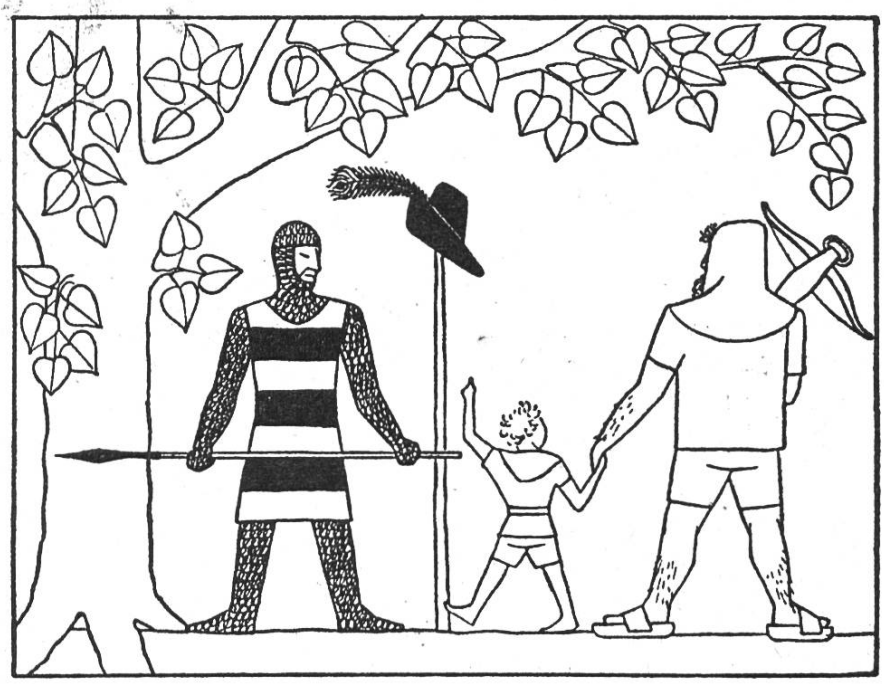


Da war ein Bauer in der Melchi, der hatte zwei schöne Ochsen. Als er einst mit seinem Sohn Erni pflügte, kamen die Knechte des Landenbergers, der zu Sarnen Vogt war, und wollten ihm die schönen Tiere wegnehmen. «Wenn der Bauer Brot essen will, kann er den Pflug ja selber ziehen!» höhnten sie. Da packte den Sohn die Wut, und er schlug mit dem Stecken einem Knecht den Finger entzwei. Die andern wollten über ihn herfallen, aber Erni konnte fliehen. — Nun schleppten die Knechte den Vater auf die Burg. Der Landenberger fragte ihn, wohin Erni geflohen sei. Aber der Vater wusste es selber nicht. Da schrie der Unmensch: «Ist mir der Sohn entgangen, hab ich dich!» Und er liess den wehrlosen, alten Mann zu Boden werfen und blenden.

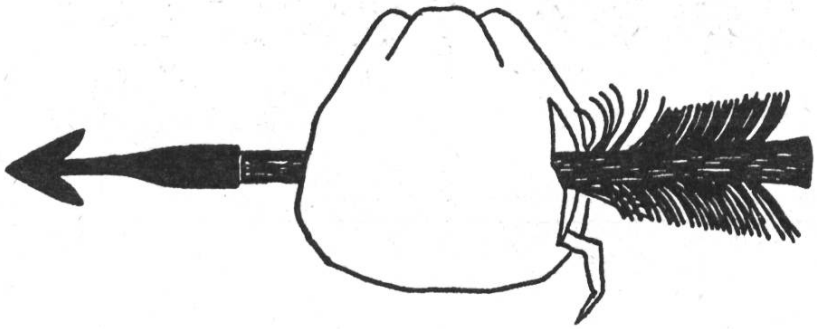


Der Tell

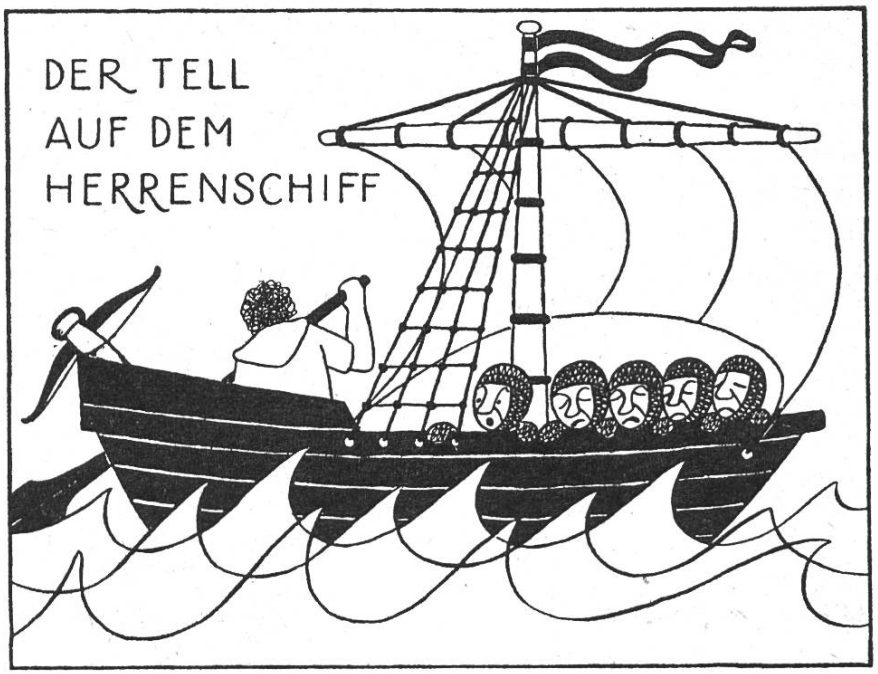
Am 15. Juli 1291 starb König Rudolf. Nun wollte der Vogt[30]) in Uri den Bauern zeigen, dass er jetzt erst recht ihr Herr und Meister sei. Er liess zu Altdorf bei der Linde eine Stange mit einem Hut aufstellen und befahl, jedermann müsse den Hut so ehrfürchtig grüssen wie ihn selber.
Da kam der Tell mit seinem Knaben daher, ging an der Stange vorbei und grüsste den Hut nicht.



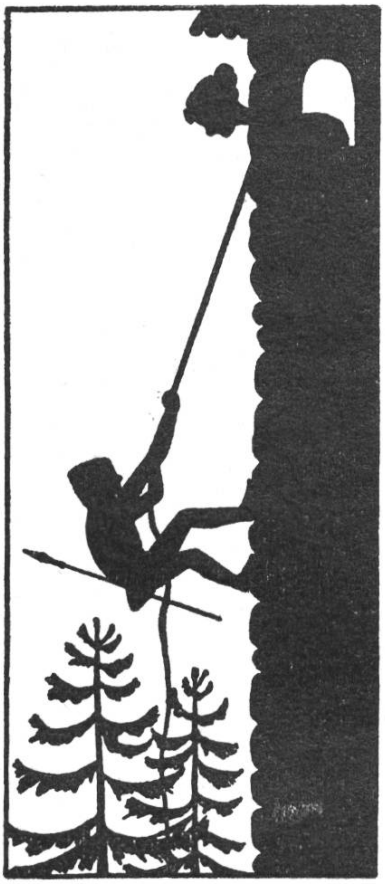
Der Wächter verklagte ihn darum beim Vogt. Der grausame Herr befahl dem Tell, zur Strafe einen Apfel vom Kopf seines Kindes zu schiessen. Der Tell flehte den Vogt an, er möge ihn töten, aber so Unmenschliches nicht von ihm verlangen. Der Vogt aber blieb hart: «Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuss!»
Da spannte der Tell seine Armbrust, bat Gott, dass er ihm sein liebes Kind behüte, und schoss den Apfel mitten durch.



Der Vogt aber sprach: «Du hast noch einen zweiten Pfeil zu dir gesteckt. Was wolltest du damit?»
Der Tell sagte ausweichend, das sei so Brauch bei den Schützen.
«Ich sichere dir dein Leben zu; aber sag mir die Wahrheit, Tell!» erwiderte der Vogt. Da reckte der Tell sich empor und rief:
«Dieser Pfeil war Euch bestimmt, wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte!»
Der Vogt erbleichte: «Dein Leben habe ich dir zwar versprochen, doch will ich dich jetzt an einen Ort bringen, wo du weder Mond noch Sonne sehen wirst, damit ich vor deinen Pfeilen sicher bin!»
Und die Knechte führten den Tell gebunden auf das Schiff.
So fuhren sie den See hinab. Da brach ein gewaltiger Föhnsturm los, und alle fürchteten, sie müssten elendiglich umkommen.
«Herr», sprach da einer der Knechte zum Vogt, «lasst uns den Tellen losbinden, er allein kann uns retten!» Der Herr erlaubte es, und der Tell stellte sich ans Steuer.



Er lenkte den Nauen nahe ans Ufer, dorthin, wo eine Felsplatte ins Wasser vorragte. Schnell packte er seine Armbrust und sprang auf den Fels.
Das Schiff aber stiess er mit dem Fuss in den wilden See zurück.
Nun lief der Tell über die Berge und durch das Land Schwiz hin bis gegen Küssnacht in die Hohle Gasse. Da war er noch vor dem Vogt und wartete auf ihn. Und als der Vogt geritten kam, spannte der Tell seine Armbrust zum zweitenmal an jenem Tag und erschoss ihn.

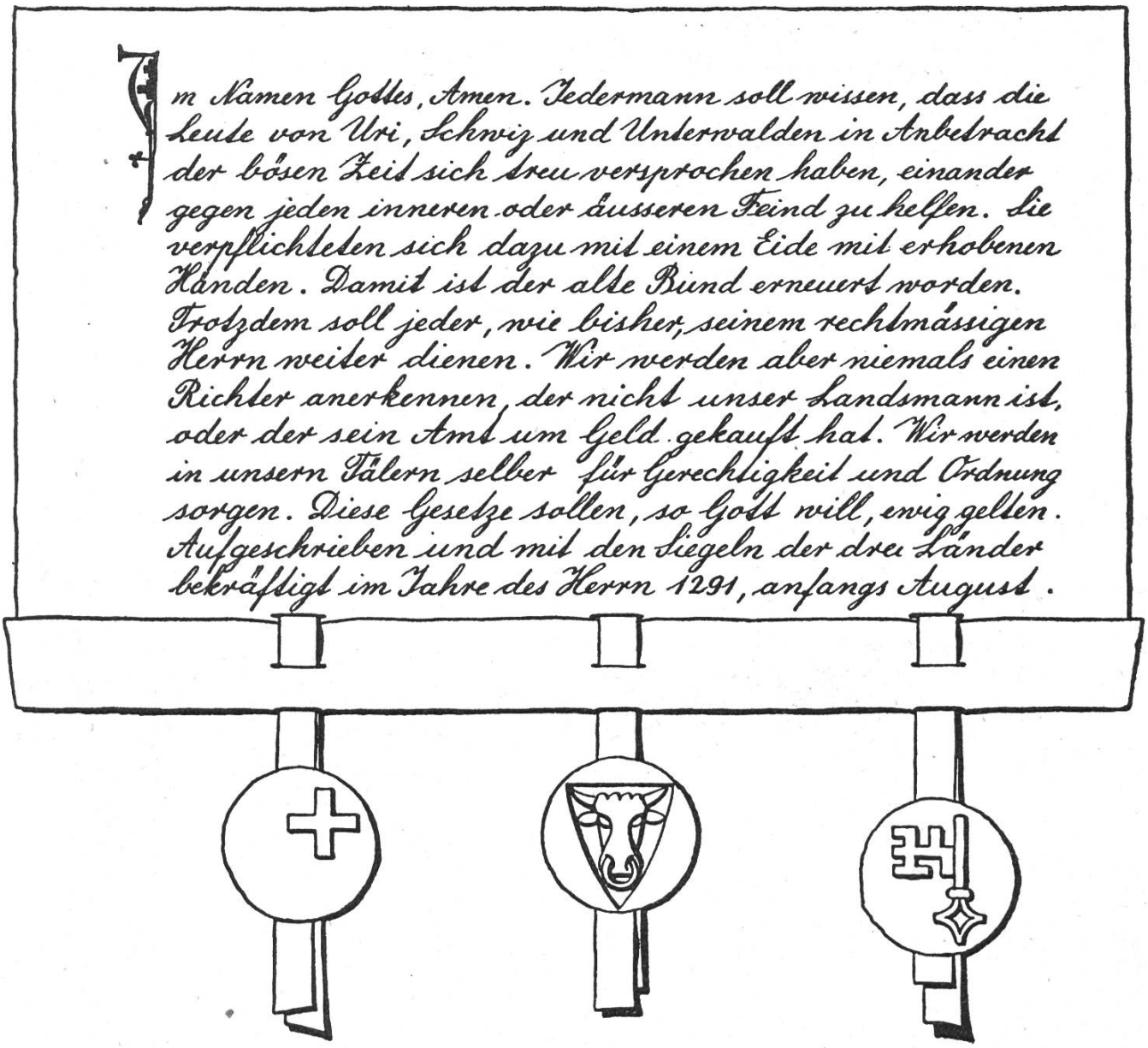


Die Vögte werden verjagt (Ende Juli 1291)

Tells Schuss war ein Signal. Die Eidgenossen erinnerten sich ihres Schwures und ertrugen die Herrschaft der Vögte nicht länger. Zuerst brachen die Urner die halbfertige Burg «Zwing-Uri». Darnach zerstörten die Schwizer die «Schwandau» und die Nidwaldner etliche Burgen zu Stans. Auf dem «Rotzberg» war eine Magd, die zu den Eidgenossen hielt. Die liess nachts ein Seil aus ihrer Kammer über die Ringmauer hinunter[31]). Ein paar junge Burschen kletterten daran empor, drangen in die Burg ein und eroberten sie. Die Herren aber liefen über die Berge und aus dem Land.

Der Bundesbrief

Während die Jungmannschaft die verhassten Türme brach, traten die älteren Männer zusammen, um die Gesetze des Bundes von 1273 neu zu ordnen und auf ein Pergament zu schreiben.
Diese ehrwürdige Urkunde ist lateinisch geschrieben und heisst «Der Bundesbrief von 1291».



Er wird heute im Archiv zu Schwiz aufbewahrt.
Der Tag, an dem die Eidgenossen der drei Länder diesen Brief beschworen und siegelten, ist der Geburtstag der Schweiz. Wir feiern ihn jedes Jahr am 1. August. [32])

Der grosse Bund gegen Habsburg

Die Eidgenossen waren nicht die einzigen, die sich nach König Rudolfs Tod erhoben. Auch viele Städte und Adelige waren ja von ihm bedrängt und ausgebeutet worden. Zürich, Bern, Luzern, der Bischof von Konstanz und der Graf von Toggenburg verbündeten sich jetzt zum Kampf gegen die verhasste Fürstenfamilie Habsburg-Österreich.
Auch die junge Eidgenossenschaft schloss sich diesem grossen Bunde an. (Dies war das erste, vorläufige Bündnis Zürichs mit den Eidgenossen.)

Zürich greift an und verliert

Der grosse Bund hatte ein kühnes Ziel: Die habsburgische Macht sollte im ganzen Gebiet zwischen Alpen und Bodensee zerschlagen werden!

Umständliche Vorbereitungen wurden getroffen, endlose Besprechungen abgehalten. Die Zeit verrann, und nichts geschah. Das hielten die ungestümen Zürcher nicht mehr aus! Noch bevor der Kriegsplan fertig war, zogen sie allein vor die österreichische Stadt Winterthur (Mai 1292). Aber dort gerieten sie in eine böse Falle und erlitten eine vernichtende Niederlage.

Die tapferen Zürcherinnen

Herzog Albrecht kam jetzt selber aus Österreich herbeigeeilt. Mit 2000 Rittern lagerte er vor Zürichs Mauern. Die Stadt schien verloren. Sie hatte ja kaum noch Verteidiger, denn ihre besten Männer lagen tot vor Winterthur.
Da griffen aber die tapferen Zürcherinnen zu den Waffen und sammelten sich auf dem Lindenhof. Die Sage erzählt, Albrecht habe aus der Ferne die Frauen für ein mächtiges Heer gehalten, und darum sei er am nächsten Tage abgezogen.

Zürich schliesst Frieden

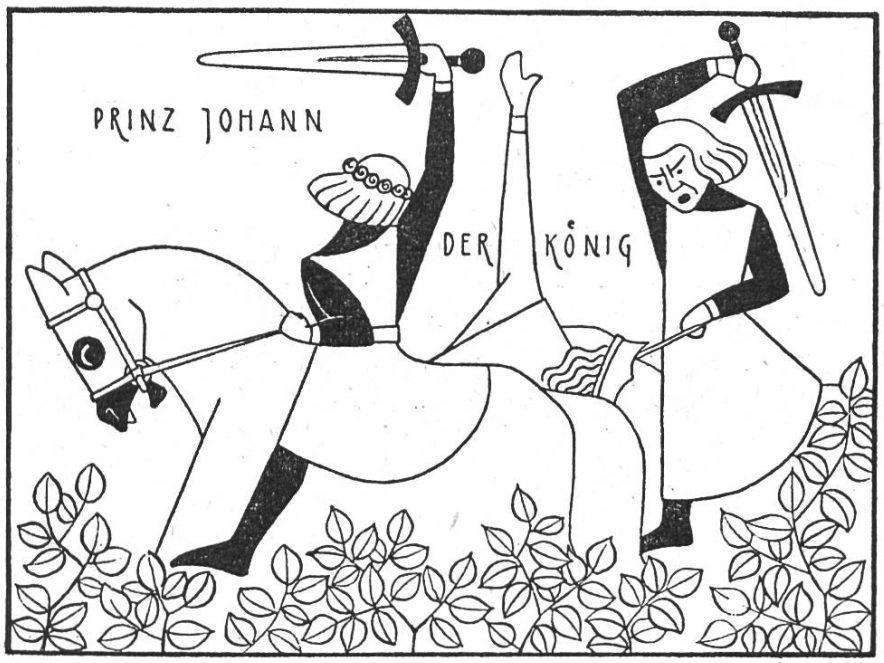
In Wirklichkeit hatte der kluge Herzog aber aus einem andern Grunde die Belagerung abgebrochen: Er suchte die Freundschaft der wohlbefestigten Stadt zu gewinnen! Noch im gleichen Sommer kam ein Friedensvertrag zustande, und als Albrecht einige Jahre später König wurde, empfingen ihn die Zürcher mit grossen Ehren. [33])

Der grosse Bund gegen die Habsburger zerfiel jetzt ebenso schnell, wie er entstanden war. Der kleine Bund der drei Länder aber überdauerte alle Stürme.

König Albrecht

Im Jahre 1298 bestieg Herzog Albrecht den Königsthron. Er mochte wohl gelb werden vor Ärger, wenn er daran dachte, wie die Eidgenossen einst die habsburgischen Vögte vertrieben hatten. Aber es gab für ihn jetzt Dringenderes zu tun, als ein kleines Bauernvölklein zu unterwerfen: er kämpfte im *Osten* Europas um Herzogtümer und Königreiche. Darum war ihm der Besitz des Gotthardweges weniger wichtig, und so hatten die Eidgenossen Ruhe vor ihm.

Zehn Jahre lang regierte König Albrecht. Dann ereilte den ehrgeizigen Herrscher ein jähes, grausiges Ende — er wurde von seinem Neffen Johann bei Windisch ermordet! [34])



Eine gefehlte Königswahl

Die sieben Kurfürsten sollten im Jahre 1314 wieder einen neuen König wählen, aber sie wurden nicht einig.
Vier gaben ihre Stimme *Ludwig dem Bayern.*
Die drei andern aber wählten *Friedrich «den Schönen»,* den Sohn König Albrechts.

Habsburg droht mit Krieg!

Beide, der Habsburger und der Bayer, betrachteten sich als gewählt. Die *Eidgenossen* sagten:
«Für uns ist Ludwig der Bayer der rechte König. Er wird unsere Freiheitsbriefe bestätigen. Darum halten wir zu ihm!»
Als *Friedrich der Schöne* das vernahm, sagte er wütend:
«Ich allein bin natürlich der rechte König; — und diese Kuhhirten will ich für ihre Frechheit gehörig strafen!»

Die Eidgenossen sind bereit!

Die meisten Zugänge zum Land sind durch *Letzinen* gesichert und *werden bewacht.*
Jeder Mann hat die neue «panzerbrechende» *Waffe im Haus — die Halbart,* und weiss sie zu brauchen!

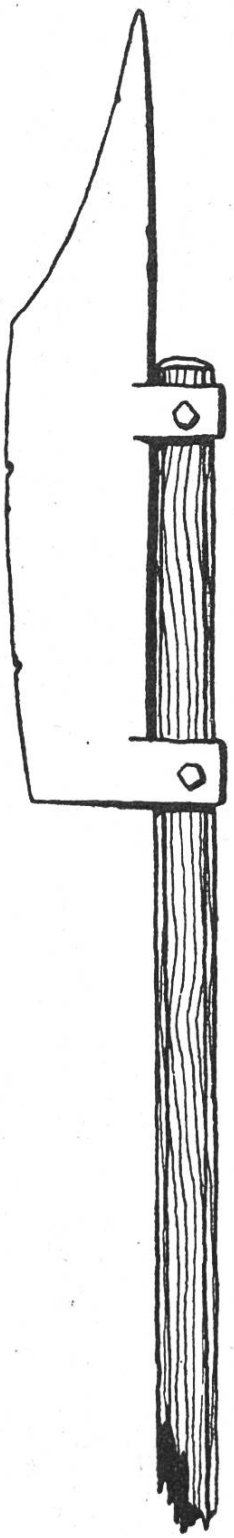
Morgarten

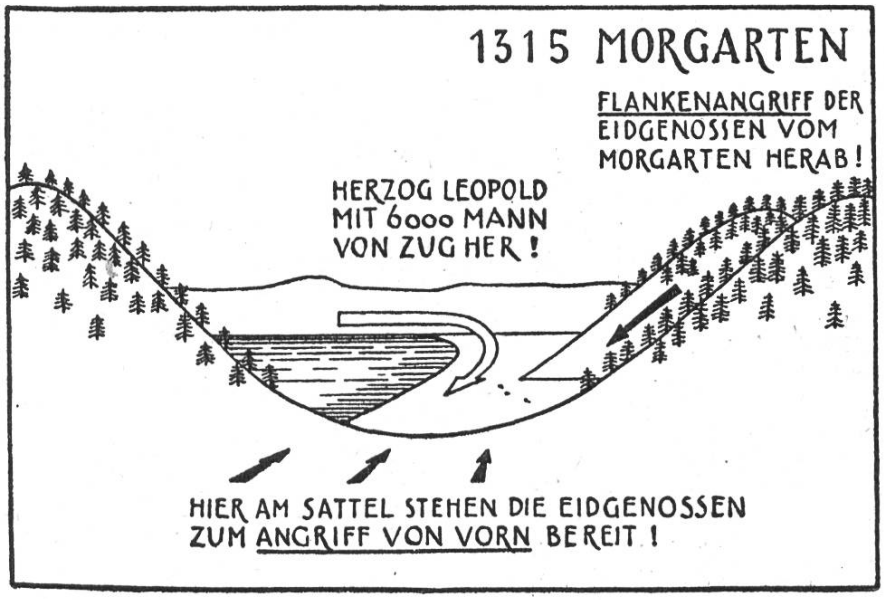
Herzog Friedrich fand bald einen Anlass zum Krieg. Die Schwizer hatten in einem Grenzstreit das Kloster Einsiedeln überfallen. Weil Friedrich der Schirmvogt dieses Klosters war, — «musste er natürlich eingreifen»!

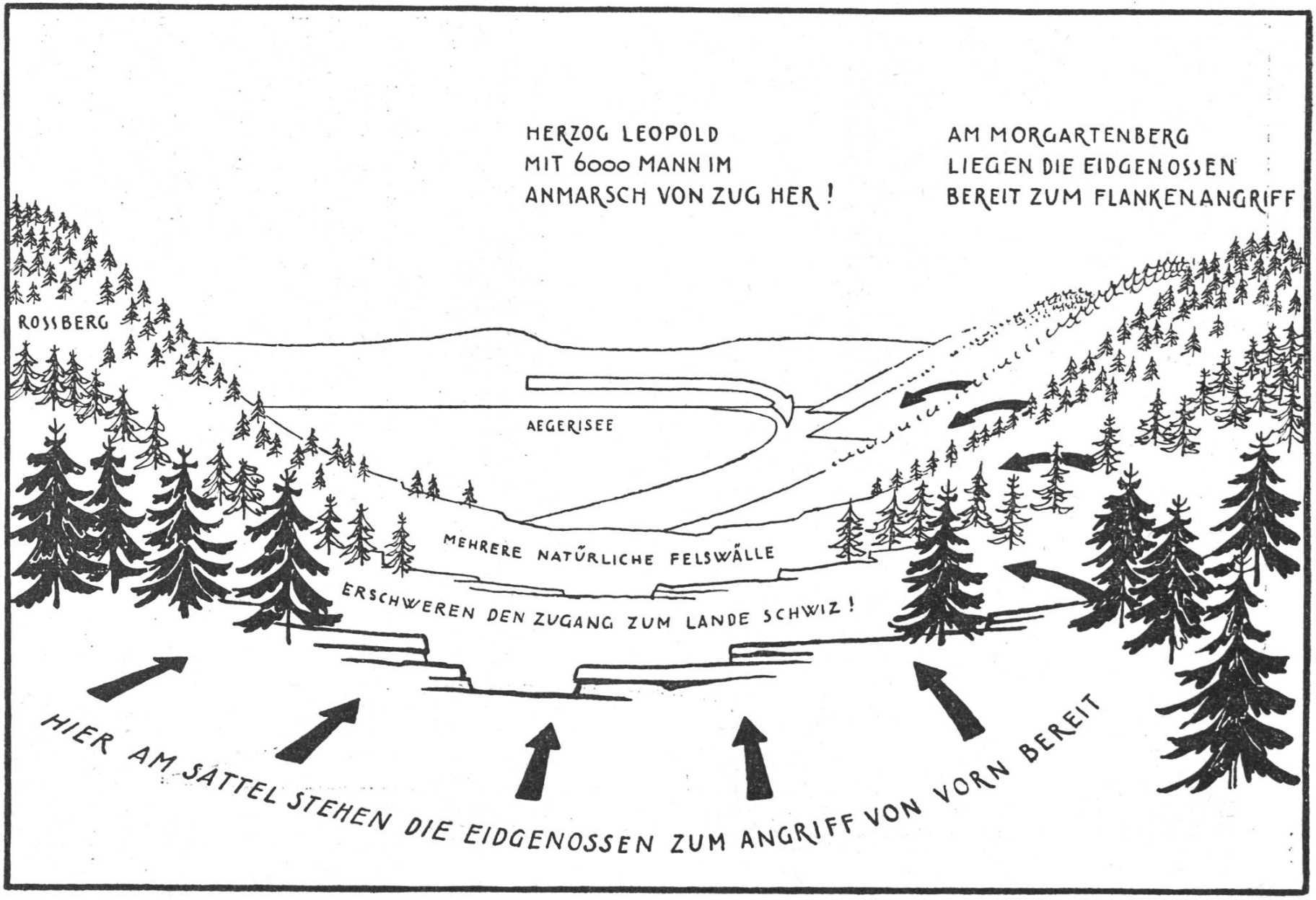
Am 15. November 1315 schickte er seinen Bruder, *Herzog Leopold,* mit einem grossen Heer von Zug aus dem Ägerisee entlang gegen das Land Schwiz. In langer Reihe ritten da Herren aus dem Aargau, aus den habsburgischen Städten *Luzern, Zug* und *Winterthur,* der *Graf von Toggenburg* mit seinen Leuten, dazu auch viele Ritter und Burger aus der freien Reichsstadt *Zürich*[35]).

Aber an der Morgartenhalde fielen die Eidgenossen dem sorglosen Ritterheer in die Flanke.

Leopolds Krieger erlitten eine *furchtbare Niederlage,* und er selber musste fliehen [36]).





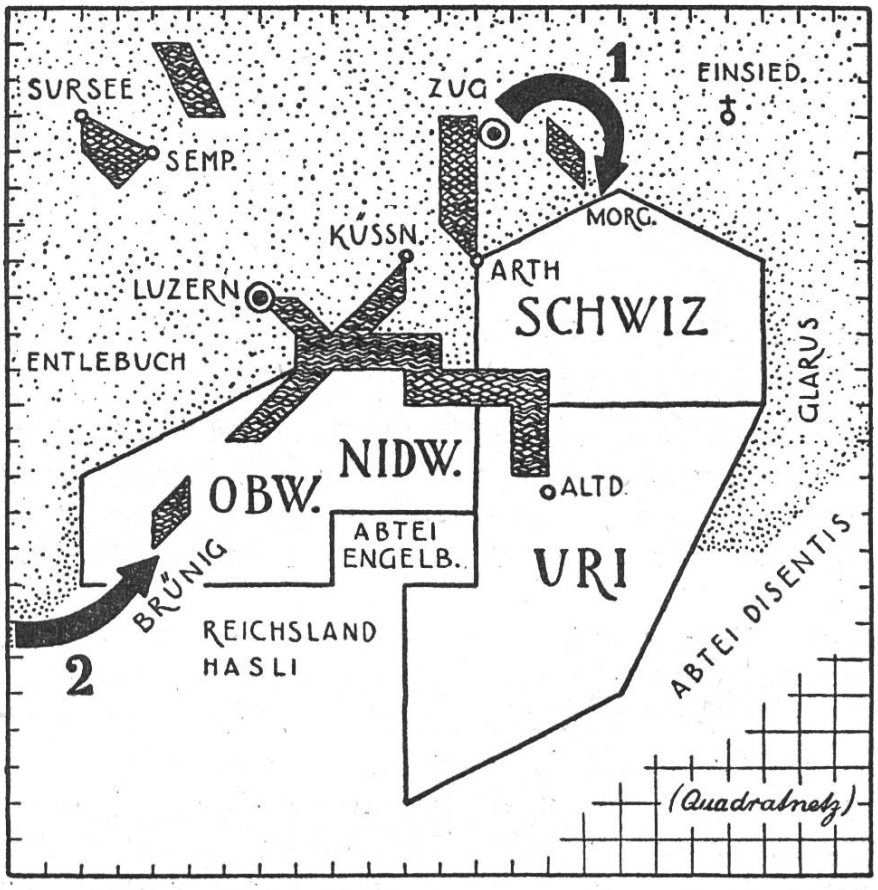

HERZOG LEOPOLD
MIT 6000 MANN IM
ANMARSCH VON ZUG HER!
AM MORGARTENBERG
LIEGEN DIE EIDGENOSSEN
BEREIT ZUM FLANKENANGRIFF
ROSSBERG
AEGERISEE
MEHRERE NATÜRLICHE FELSWÄLLE
ERSCHWEREN DEN ZUGANG ZUM LANDE SCHWIZ!
HIER AM SATTEL STEHEN DIE EIDGENOSSEN ZUM ANGRIFF VON VORN BEREIT

Der Angriff auf Obwalden

Erst nach der Schlacht vernahmen die Schwizer, dass am gleichen Morgen ein anderes habsburgisches Heer über den Brünig in Obwalden eingedrungen war. Es habe dann aber plötzlich kehrtgemacht und sei über den Brünig wieder verschwunden.

Erst jetzt erkannten die Eidgenossen, dass der Herzog einen *Zangenangriff* geplant hatte:

1. über den Morgarten *gegen Schwiz*;
2. über den Brünig *gegen Unterwalden* [37]).



Der Bund zu Brunnen 1315

Nach dem Sieg beerdigten die Eidgenossen ihre toten Kameraden. Viele hatten ihr Leben für die Freiheit hingeben müssen!

Dann erneuerten sie ihren Bund zu Brunnen. Der Bundesbrief wurde jetzt deutsch geschrieben und mit einem neuen Gesetz ergänzt:

«Keiner der drei Orte soll einen Krieg anfangen oder ein Bündnis schliessen, ohne dass die beiden andern Orte einverstanden sind!»

VOM DREILÄNDERBUND ZUR ACHTÖRTIGEN EIDGENOSSENSCHAFT

LUZERN TRITT IN DEN BUND [38])

Die Eidgenossen fuhren oft über den Vierwaldstättersee nach Luzern, um dort auf dem Markt Käse, Butter und Wolle zu verkaufen oder Wein, Korn und Salz einzuhandeln. Auch brachten die Urner Waren aus Italien in die Stadt, wo diese dann zum Weitertransport auf die Reusskähne umgeladen wurden.
Seit 1291 waren die Luzerner österreichische Untertanen, denn Rudolf von Habsburg hatte die Stadt noch kurz vor seinem Tode dem Abt von Murbach abgekauft. Trotzdem blieben sie gute Freunde der Eidgenossen. Aber dann kam der Morgartenkrieg! Herzog Leopold zwang die Luzerner, auf seiner Seite den Kampf mitzumachen. Natürlich hörte jetzt jeder Handelsverkehr über den See sofort auf.
Auch nach der Schlacht hatten die Luzerner Kaufleute noch jahrelang schlechte Zeiten. Die Schiffleute jammerten: «Wir haben nichts zu tun!» und die Wirte klagten: «Es kommen keine Reisenden mehr!»
Später, als der Handelsweg wieder offen war, sagten die Luzerner: «Wie schön ist es, dass wir mit unsern Nachbarn am See wieder so gut auskommen wie in alten Zeiten! Nie mehr soll der Herzog uns in einen Krieg gegen sie verwickeln!»
Auch die Eidgenossen wollten lieber die Freunde der Luzerner sein als ihre Feinde, und *im Jahre 1332 schlossen sie mit ihnen den ewigen Bund.*

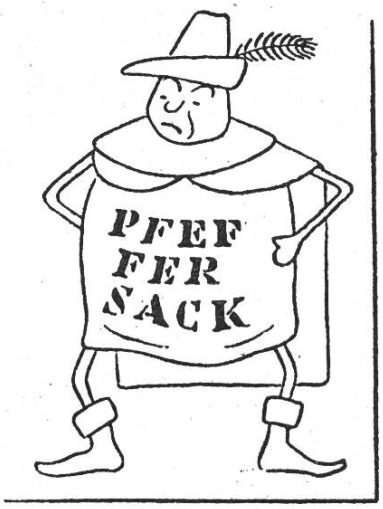
WIE ZÜRICH DEN WEG ZUM BUNDE FAND

Die rechtlosen Handwerker

Die meisten Einwohner der Stadt Zürich waren Handwerker. Viele hatten ein eigenes Haus, sie waren geschickt und fleissig, zahlten pünktlich ihre Steuern und leisteten Militärdienst. Trotzdem galten sie nicht als volle Bürger. Sie durften nicht an Gemeindeversammlungen teilnehmen, und *keiner von ihnen konnte in den Rat gewählt werden.* Dies war allein den Rittern und Grosskaufleuten vorbehalten. Das kränkte die Handwerker. Sie hätten gerne die gleichen Rechte gehabt.

Eine schlechte Regierung

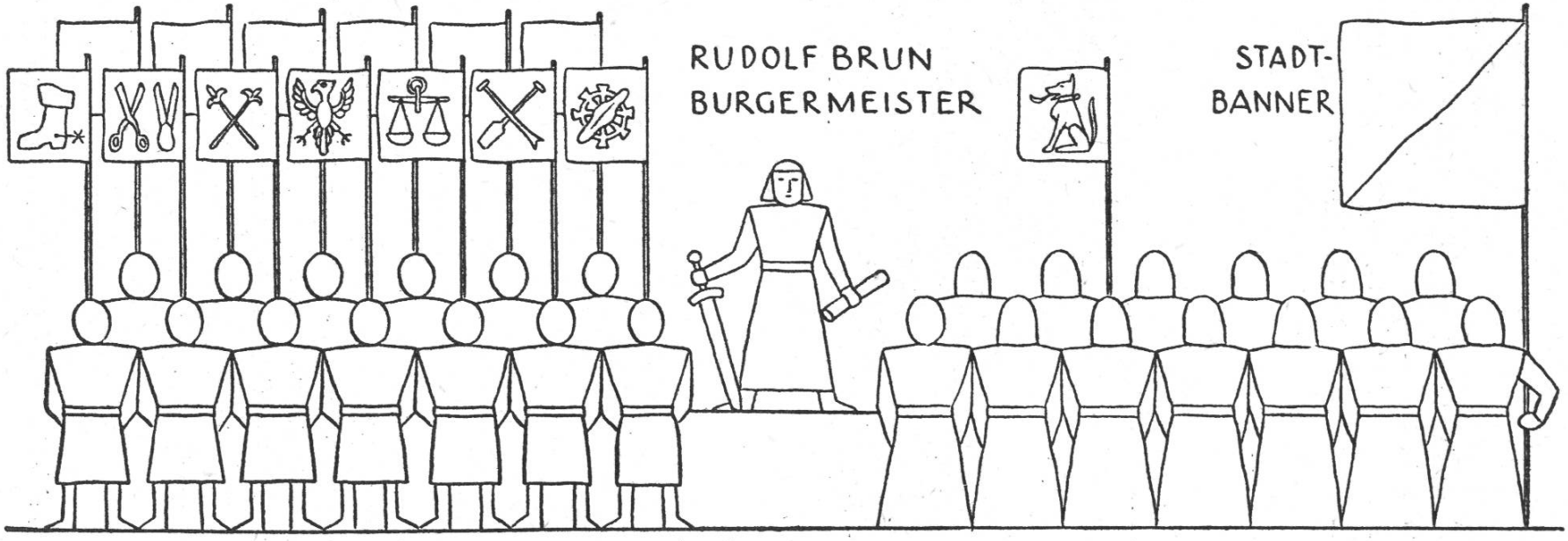
Im Rate machten sich immer mehr die reichen Kaufleute, die «Pfeffersäcke», breit und verdrängten die Ritter. Die Zürcher waren mit ihrem Rat je länger desto weniger zufrieden. Man munkelte, viele der Herren seien herrschsüchtig, verschwenderisch, parteiisch, ungerecht, bestechlich und faul! Pflichtgetreue Ritter und tüchtige Handwerker sagten: *Das muss anders werden!*



Der Umsturz

Der Ritter Rudolf Brun stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. Am 7. Juni 1336 besetzten Ritter und Handwerker das Rathaus. Der alte Rat wurde abgesetzt. Brun wurde *Bürgermeister.* Er legte den Bürgern ein neues Stadtgesetz vor und liess es von ihnen beschwören. Darum heisst dieses Gesetz «Der Geschworene Brief». Jetzt bekamen die Handwerker endlich ihre langersehnten Rechte, und die *Zunftmeister der 13 neugebildeten Zünfte wurden in den neuen Rat gewählt.*

DER NEUE RAT NACH DEM GESCHWORENEN BRIEF 1336



13 HANDWERKER (ZUNFTMEISTER)

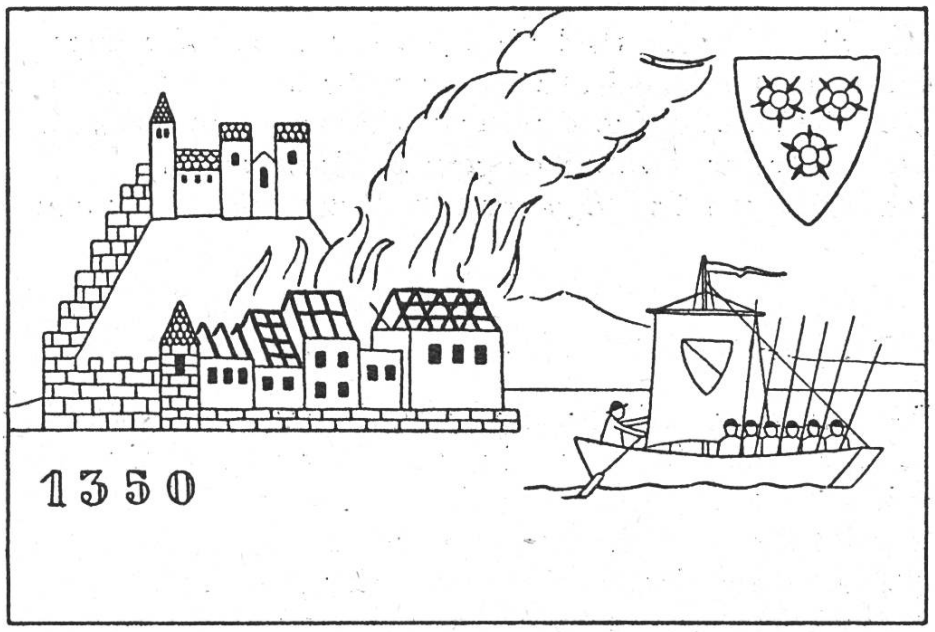
13 RITTER UND GROSSKAUFLEUTE
AUS DER GESELLSCHAFT
ZUR KONSTAFFEL (ZUM RÜDEN)

Die Zürcher Mordnacht

Viele der alten Räte waren zum Grafen Hans von Habsburg-Rapperswil geflüchtet und sannen dort auf Rache. Eine *lange Fehde zwischen Rapperswil und Zürich* brach aus. Am 23. Februar 1350 liessen zürcherische Verräter heimlich nachts eine Schar Bewaffneter in die Stadt ein. *Brun und seine Freunde sollten ermordet werden!* Aber der Bürgermeister hatte den Braten gerochen! Seine treuen Bürger überwältigten die Gegner in nächtlichem Strassenkampf.

Rache an Rapperswil

Die Zürcher rächten sich grausam. Sie fuhren nach Rapperswil, nahmen das Städtchen ein und zündeten es an [39]). Aber nun gab es *Krieg mit den Herzögen von Österreich,* die ihre Verwandten in Rapperswil nicht im Stich lassen wollten.



Zürich im Bund (siehe Lektion Seite 125)

In dieser Not baten die Zürcher die Eidgenossen, sie in ihren Bund aufzunehmen und ihnen gegen Österreich zu helfen. Am 1. Mai 1351 wurde der Bundesbrief besiegelt. Zürich war jetzt ein eidgenössischer Ort und *erhielt sofort Hilfe.* Dreimal belagerte Herzog «Albrecht der Weise» die Stadt, aber er konnte sie nicht einnehmen.

GLARUS IM BUND 1352

Die Glarner waren Gotteshausleute des Klosters Säckingen am Rhein. Als Schirmvögte des Klosters amteten — die Habsburger! Nun war es auch hier genau so wie an andern Orten, wo die Herzöge ein Amt hatten: Sie führten sich je länger desto mehr so auf, als ob sie die wahren Herren des Landes wären.
So forderten sie im Jahre 1315 die Talleute auf, am Kriegszug gegen die Eidgenossen teilzunehmen. Aber die Glarner weigerten sich, gegen ihre Nachbarn und Freunde zu kämpfen.
Jetzt setzte ihnen der Herzog, wohl zur Strafe, einen harten Vogt in die Burg zu Näfels. Der plagte die Leute mit Steuern und ungerechten Bussen. Aber im Spätherbst 1351

> «zogend die vo zürich und di eidgnossen in das land ze glaris und gewannend es ohne not, denn di glarner waren willig zuo den eidgnossen!»

Im Februar darauf, als die Eidgenossen wieder abgezogen waren, versuchte der Vogt, das Ländchen zurückzuerobern. Aber da kam er an die «Lätzen»! Die Glarner schlugen die österreichischen Truppen zurück, der Vogt kam um, und seine Zwingburg ging in Flammen auf.
Jetzt schlossen die Eidgenossen mit den tapferen Glarnern den ewigen Bund.

ZUG IM BUND 1352

Bald nach der «Eroberung» von Glarus zogen die Eidgenossen in das österreichische Ländchen Zug und nahmen es ebenso leicht ein. Die Stadt jedoch leistete zwei Wochen lang Widerstand. Damit taten die Zuger nur ihre Pflicht, denn sie waren ja rechtmässige Untertanen der Habsburger. Als ihnen aber Herzog Albrecht keine Hilfe brachte, ergaben sie sich den Eidgenossen mit der Bitte, man möge sie in den Bund aufnehmen.
Dies geschah noch im gleichen Jahr.

BERN IM BUND 1353

Herzog Albrecht der Weise belagerte jetzt unsere Stadt Zürich schon zum zweitenmal, diesmal mit einem gewaltigen Heer!
Unter den Fahnen der Angreifer bemerkten die Zürcher zu ihrem Ärger auch das Banner von Bern.

Die Berner hatten nämlich damals noch ein Bündnis mit dem Herzog, das sie zur Waffenhilfe verpflichtete. Allerdings waren sie nur äusserst ungern vor Zürich erschienen, schon deshalb, weil ja auf der Gegenseite alte Freunde standen — die Eidgenossen der drei Länder!
Sobald die Belagerung abgebrochen wurde, bekräftigte Bern diese alte Freundschaft, indem es am 6. März 1353 mit den Eidgenossen den ewigen Bund schloss. [40])
Mit dem Beitritt des mächtigen Bern vergrösserte sich die Eidgenossenschaft gewaltig; denn die Stadt, die als achter Ort in den Bund trat, besass damals schon ein Gebiet, das grösser war als alle sieben andern Orte zusammen.

Die Achtörtige Eidgenossenschaft

Die Eidgenossenschaft umfasste jetzt acht Bundesglieder oder «Orte», nämlich

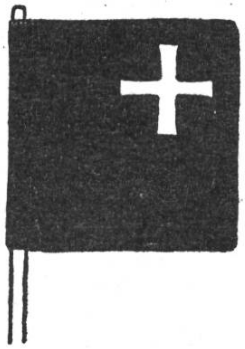
die vier Länder	Uri
	Schwiz
	Unterwalden
	Glarus
die vier Städte:	Luzern
	Zürich
	Zug
	Bern

Rund 130 Jahre lang wurde nun kein neuer Ort mehr aufgenommen. Darum nennt man die acht ersten heute auch: «Die Acht Alten Orte.»

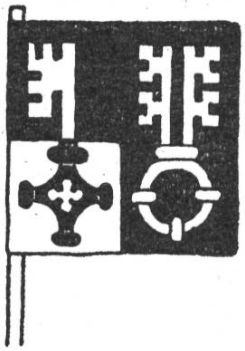
DIE ACHT ALTEN ORTE

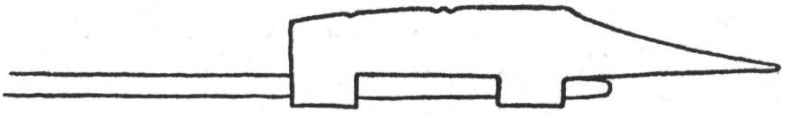
URI

SCHWIZ



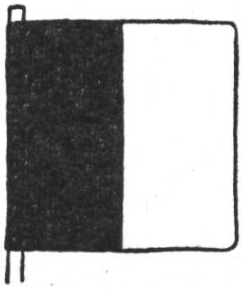
UNTERWALDEN 1291



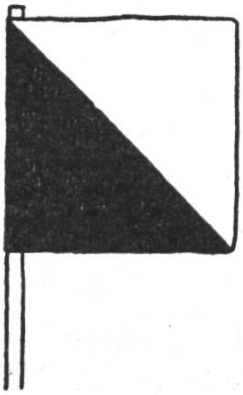


MORGARTEN 1315

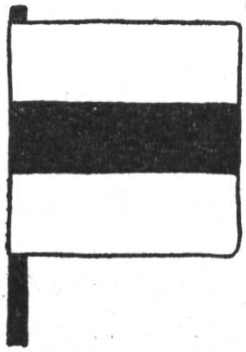
LUZERN 1332



ZÜRICH 1351



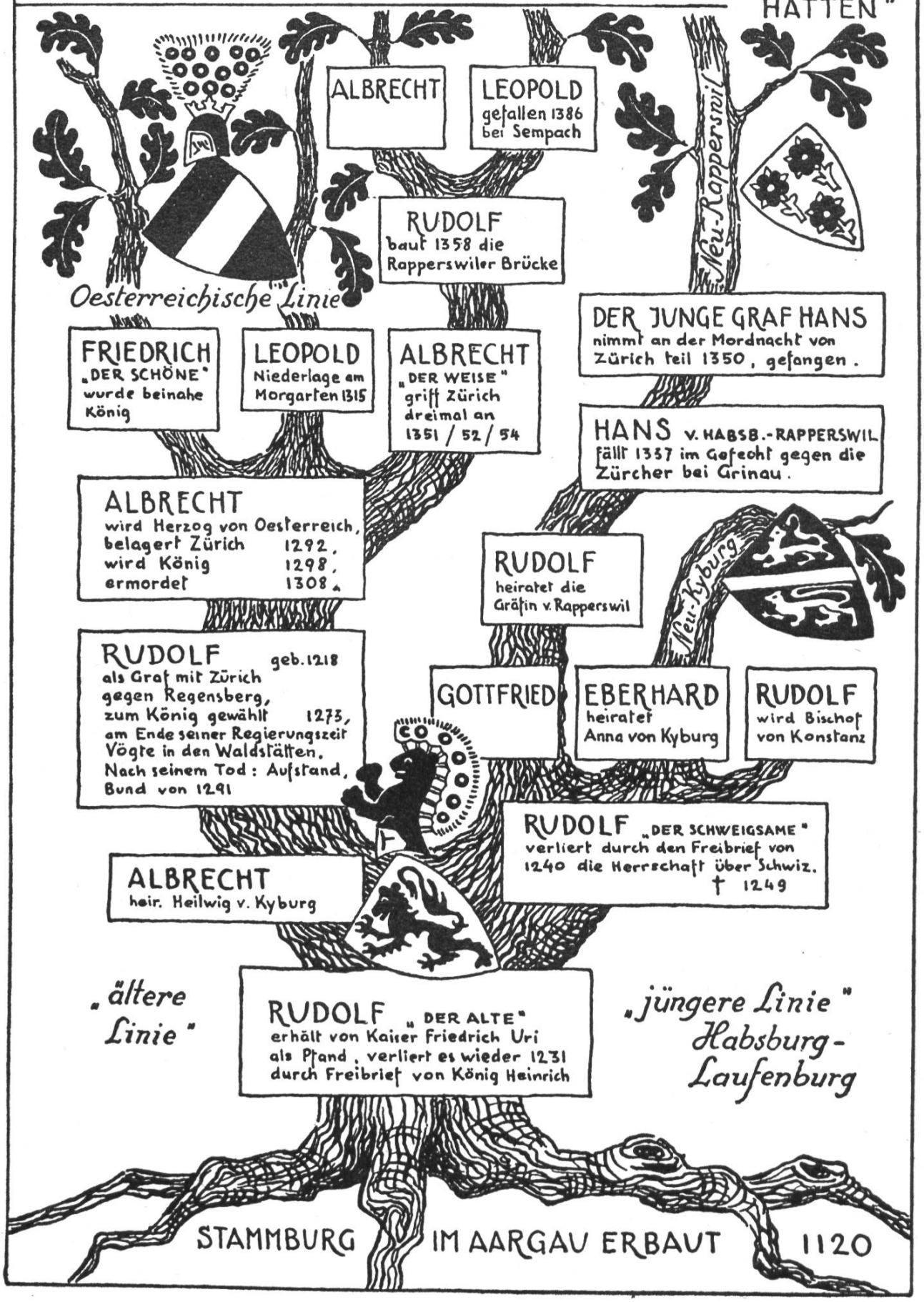
GLARUS U. ZUG 1352



BERN 1353

ANHANG

HABSBURGER MIT DENEN DIE EIDGENOSSEN „ZU TUN HATTEN"



HABSBURGER, MIT DENEN DIE EIDGENOSSEN «ZU TUN HATTEN»

Dieser Stammbaum der Nachkommen Graf Rudolfs des Alten ist mit einiger Vorsicht zu betrachten. Er zeigt längst nicht alle, sondern nur jene Habsburger, über die wir sozusagen stolpern, wenn wir uns mit der Geschichte der jungen Eidgenossenschaft befassen. Er ist also gewissermassen einem Spalierbaum zu vergleichen, dem man in willkürlicher Weise nur wenige Haupttriebe lässt, alles übrige aber wegzwickt.
Dieses Zurechtstutzen ist im Interesse der Übersichtlichkeit notwendig. Der vorliegende «Spalierbaum» ist «auf Zürcher Art» beschnitten. Darum ist hier z. B. der Rapperswiler Zweig dargestellt, weil die beiden «Hänse» in der Zürcher Geschichte eine Rolle spielen. Ein Berner Kollege wird diesen Zweig vielleicht ganz wegschneiden, dafür aber den der Neukyburger, der für ihn viel wichtiger ist, ausführlich zeigen. Er würde wohl auch dem jüngsten Sohn König Rudolfs, der ebenfalls Rudolf hiess, ein Täfelchen neben König Albrecht einräumen, weil dieser junge Rudolf im Jahre 1289 gegen Bern Krieg führte — usw.
Der Lehrer könnte etwa in folgender Weise die Tafel aufbauen und benützen:
1. Bei der Behandlung der Burgen wird auch der Bau der Habsburg erwähnt (um 1120).
2. Diese Burg war die Stammburg einer Familie, die später in unserm Lande eine wichtige Rolle spielte, die kraftvoll emporwuchs wie ein Baum und sich auch wie ein Baum immer weiter verzweigte.
3. Jetzt könnte der Lehrer den «leeren» Baum auf ein grosses Packpapier zeichnen.
4. Jedesmal, wenn wir nun im Laufe des Schuljahres einem «neuen» Habsburger begegnen, schreiben wir seinen Namen auf ein Täfelchen, dazu die wichtigsten Daten und Ereignisse, die zur Schweizergeschichte eine Beziehung haben. (Stichwortartig, wie auf unserm Beispiel, oder ausführlicher, von einem Schüler zusammengefasst.) Dieses Täfelchen wird vom Lehrer an der richtigen Stelle des Baumes angeheftet.
5. Namen von Persönlichkeiten, die im Unterricht zwar nicht weiter erwähnt werden, aber als «Zwischengeneration» doch notwendig dargestellt werden müssen, setzt der Lehrer kurzerhand mit ein paar erklärenden Worten ein. (Beispiele: der Vater König Rudolfs, die Aszendenten der Rapperswiler Linie Gottfried und Rudolf.)
6. Ist der Baum einmal fertig «gewachsen», so lässt sich daran auf- und niederkletternd ein schönes Stück Schweizergeschichte wiederholen.

Eine solche Stammtafel kann im Geschichtsunterricht vor allem darum gute Dienste leisten, weil man darauf mit einem Blick Zusammenhänge sieht, die mit Worten nur schwer dem Gedächtnis eingeprägt werden können.
Damit meine ich nun nicht etwa, dass der Schüler die ganze Gesellschaft stets präsent im Kopfe haben müsse. Ich glaube aber, dass er mit grösserem Ernst das Ringen unserer Vorfahren um die Freiheit zu würdigen versteht, wenn er einmal wenigstens vor Augen hat, wer ihre Gegner waren: nicht ein diffuses Konglomerat von Albrechten und Rudolfen, das als quallenähnliches Phantom mit dem Verlegenheits-Sammelnamen «die Österreicher» oder «der Erbfeind» bezeichnet und mittels einiger Heldentaten «erledigt» wird, sondern energische, zielbewusste Männer, politische und militärische Fachleute ersten Ranges, jeder einzelne eine Persönlichkeit, die zur Elite des abendländischen Adels zählte.
Diese Männer treten auf den Plan, einer den andern ablösend — jetzt der Vater, jetzt der Sohn; jetzt, mit frischen Kräften, dessen Neffe; jetzt, jung und tatendurstig, dessen Sohn. Pausenlos folgen sich die machtvollen Vertreter jeder Generation, und jeder strebt mit neuem Schwung und neuem Ehrgeiz dem alten Ziele nach: den Besitz des Hauses zu mehren, bestehende Lücken zu füllen, Verlorenes wiederzugewinnen.
Dieses Strebens hatten unsere Ahnen sich zu erwehren — denn ihre Heimat, das Stück Erde, auf dem sie frei leben wollten, war auf der Landkarte der Habsburger eben eine jener Lücken, deren Beseitigung das «Familienprogramm» eisern verlangte.
Hätte diesem habsburgischen Streben in den Ländern der Eidgenossen nur ein aufständisches Volk getrotzt, so wäre dieses, auch nach augenblicklichen Erfolgen (wie z. B. die Vertreibung der Vögte) auf die Dauer doch dem starren «Programm» erlegen.
Was aber in den Tälern wirklich geschah, das war, aufs Ganze gesehen, kein Aufstand. Es war das treue, opferwillige Erfüllen eines «Programms», das freilich auf einer ganz andern Ebene stand als das der Habsburger, und dessen Gültigkeit ewig dauern sollte — und soll.

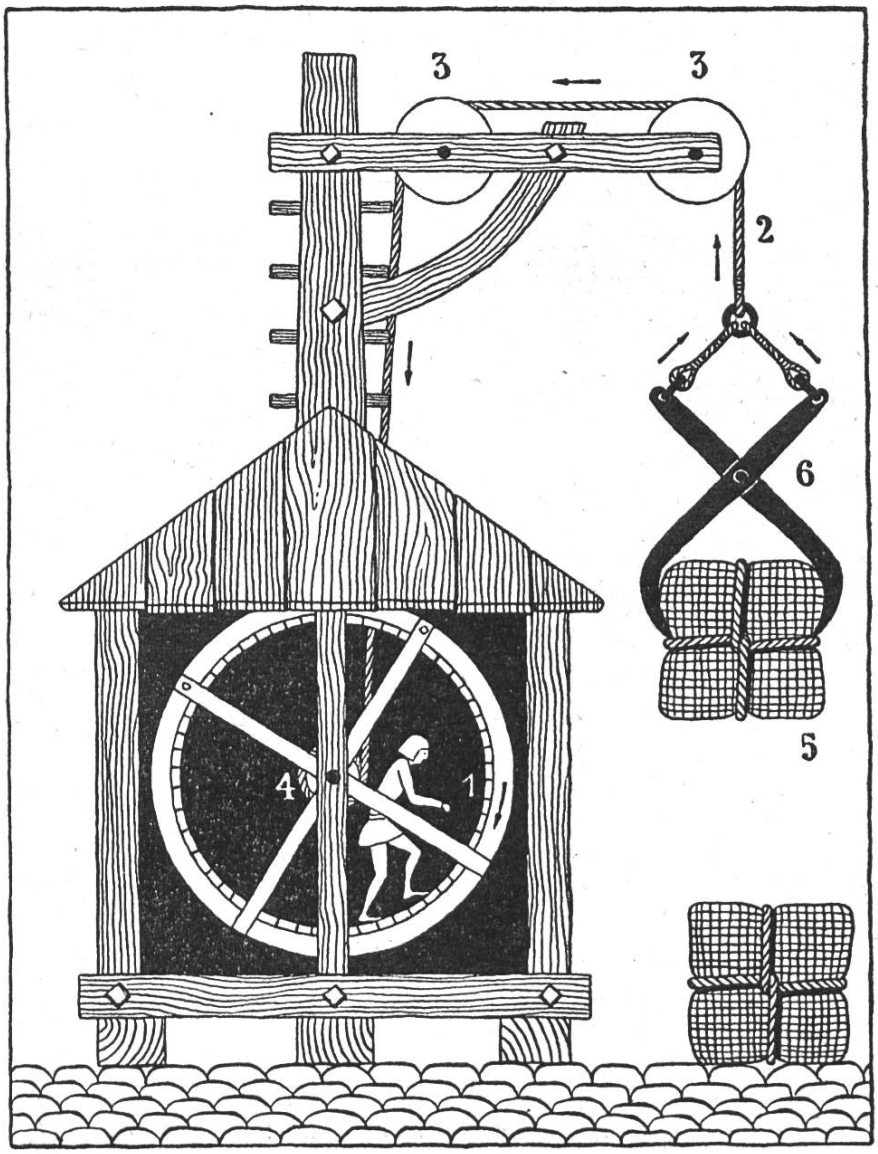
Die Wappen tragen folgende Farben:

1. *Habsburg* (am Hauptstamm): In Gold roter Löwe, Zimier: roter Löwe auf goldenem Helm, Federbusch grün, rote Ringe mit blauer Mitte.
2. *Neukyburg* (rechts auf halber Höhe): Goldener Schrägbalken und goldene Löwen in Rot.
3. *Neu-Rapperswil* (rechts oben): In Silber drei rote Rosen mit goldener Mitte und grünen Stielen und Kelchblättern.
4. *Österreich* (links oben): In Rot silberner Querbalken, goldener Helm mit roter Decke und goldener Krone, Federbusch wie bei 1.

VON ALTEN MASCHINEN[41])

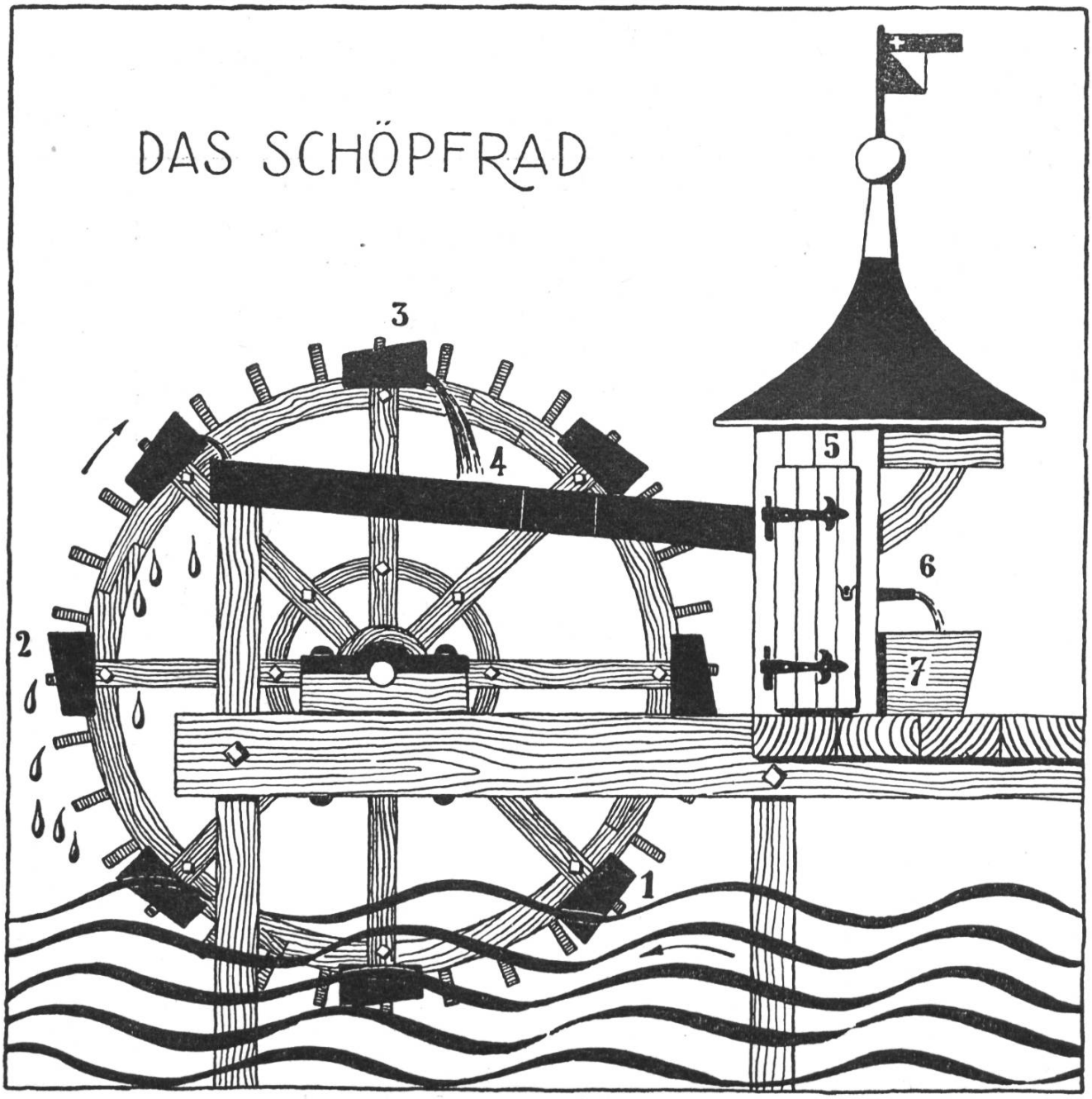
Ein alter Kran [42])

Zum Verladen von schweren Kisten und Ballen brauchte man oft einen Kran. Den Antrieb besorgte ein Mann, der auf der Innenseite eines trommelartigen Tretrades (1) «bergauf» lief und es so durch sein eigenes Gewicht in Drehung versetzte. Das Zugseil (2), das über die Rollen des Schwenkarmes (3) lief, wurde dabei auf die Welle des Tretrades aufgewickelt (4). Die Last (5) hing an einer grossen Zange (6). Je schwerer die Last war, desto kräftiger wurde sie von der Zange gepackt.
Noch heute sagt man von einem Mann, der tagaus, tagein eine mühsame, langweilige Arbeit tun muss, ohne dabei vom Fleck zu kommen: «Er ist in der Tretmühle!»



Das Schöpfrad

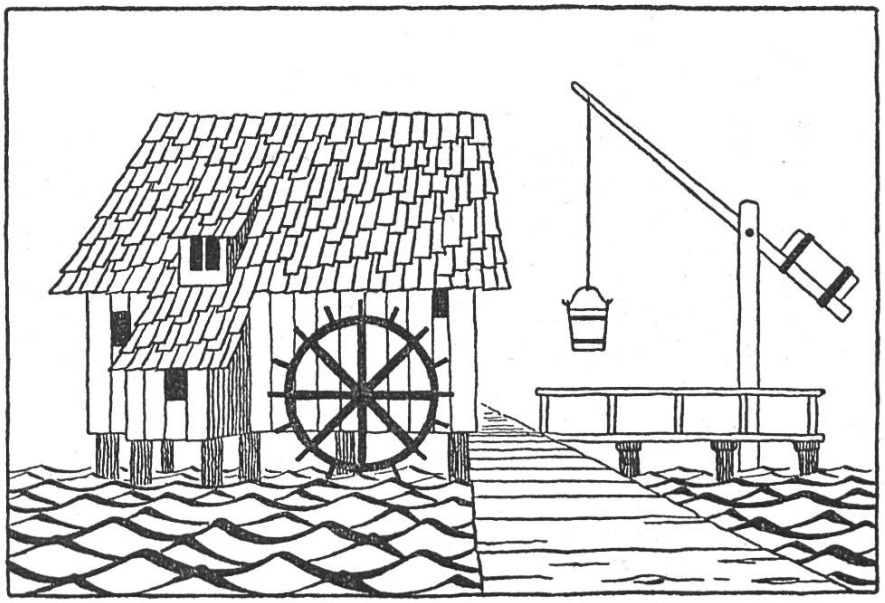
An der «Nideren Brugg» befand sich einst ein grosses Wasserrad. Die Strömung der Limmat drehte es langsam. Am Radkranze waren kupferne Schöpfeimer befestigt. Diese tauchten der Reihe nach in den Fluss und füllten sich mit Wasser (1). Das Rad drehte sich weiter und hob die vollen Eimer empor (2). Waren sie endlich ganz oben (3), so stürzte das Wasser daraus in eine Rinne hinunter (4). Dann floss es in einen grossen Behälter,



der im Brunnenhäuschen (5) stand. Aus der Wand des Häuschens ragten vier Brunnenröhren (6). Daraus sprudelte das Wasser in den Brunnentrog (7). Ein gleiches Schöpfrad wurde bald nachher auch an der «Oberen Brugg» gebaut [43]).

Die Mühlen in der Limmat

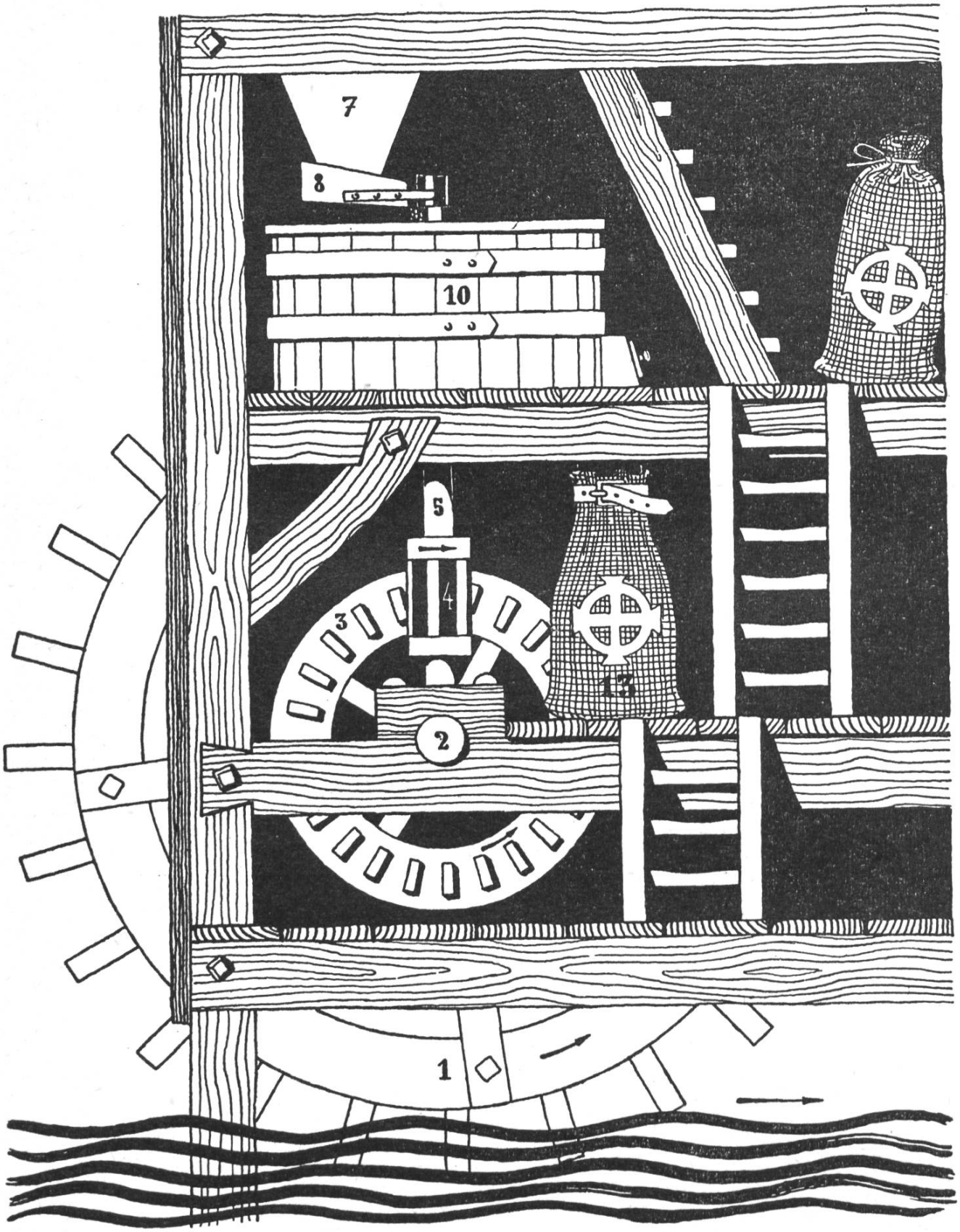
In alter Zeit standen in der Limmat elf Mühlen. Es wäre sicher viel einfacher gewesen, sie am Ufer zu errichten. Die Erbauer wussten aber, dass das Wasser in der Mitte des Flusses am schnellsten fliesst. Darum scheuten sie keine Mühe, und stellten die Mühlen auf starke Pfähle mitten in die reissende Strömung. Dort wurden natürlich die Wasserräder am kräftigsten gedreht! Vom rechten Ufer aus führten zwei Brücklein zu den Mühlen. Sie hiessen «Obermüllestäg» und «Undermüllestäg».



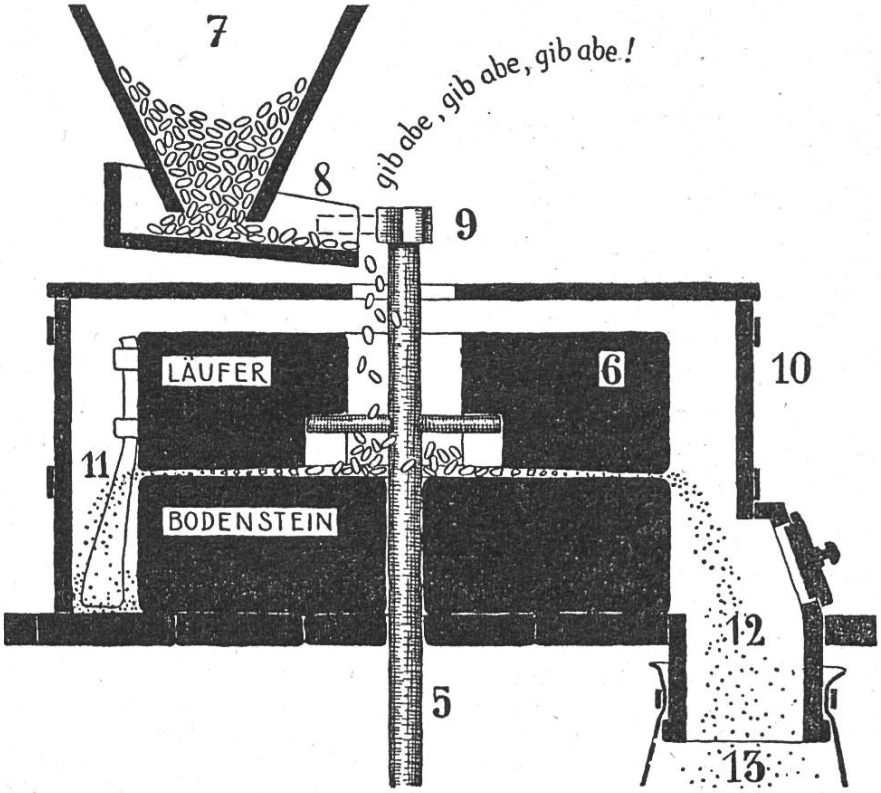
Wie es in einer alten Mühle aussieht (siehe Seite 118)

a) Das Getriebe

Das grosse Wasserrad taucht mit seinen Schaufeln in den Fluss. Das Wasser stösst die Schaufeln vorwärts. Das Rad dreht sich (1). Auf der Radwelle (2) sitzt das grosse Kronrad (3) und dreht sich mit. Seine hölzernen Zähne greifen in die Lücken der «Laterne» (4) und versetzen sie in schnelle Drehung. Die senkrechte Welle (5) dreht den Mühlstein (6), der sich in einem Gehäuse (10) befindet.


7
8
10
5
4
3
2
1

b) Wie das Korn gemahlen wird



Der Müller schüttet das Korn in den «Müllihuet» (Trichter 7). Es kann aber nicht auf einmal unten wieder herausrutschen, weil es sich auf einer hölzernen Rinne staut (8). Diese Rinne wird durch ein kleines Zackenrad hin- und hergerüttelt (9). Das Rädchen heisst «de Tanzmeischter», weil es sich immerzu ringsum dreht und dazu den Takt schlägt! Der Müller hört aus dem Geklapper die Worte: «gib abe, gib abe, gib abe!»
Auf der Rüttelrinne rutschen die Körner langsam und gleichmässig nach vorn und fallen dann in das runde Loch des oberen Mühlsteins.
Bald geraten sie zwischen die Steine. Nur der obere «läuft»; darum heisst er «Läufer» (6); der untere Stein bewegt sich nicht.
Jetzt werden die Körner zerquetscht und gemahlen.
Ringsum stiebt das Mehl zwischen den Steinen hervor. Damit es nicht in der ganzen Mühle herumfliegt, sind die Steine von einem hölzernen Gehäuse umschlossen, das ähnlich wie eine Gelte aussieht (10). Eine kleine Schaufel (11), die am Läufer befestigt ist, räumt das Mehl rings um die Steine vorzu weg (darum heisst sie «de Ruumer») und schiebt es zu einem Loch im Boden (12). Durch dieses Loch fällt das Mehl in den Sack, der darunter aufgehängt ist (13).

Das Ende der alten Limmatmühlen

Viele hundert Jahre lang klapperten die Mühlen im Fluss. Dann wurden sie abgebrochen, eine nach der andern. An ihrer Stelle aber baute man neue Häuser in die Limmat, kleine Fabriken und Werkstätten aller Art. Die Maschinen darin wurden von neuen Wasserrädern getrieben. Mit den Jahren hat man diese aber, bis auf eines, durch Elektromotoren ersetzt.
Erst vor wenigen Jahren wurden die beiden Mühlestege, die Werkstätten und auch das allerletzte Wasserrad abgebrochen.

Von alten Turmuhren

Fast jeder trägt heute eine Uhr am Handgelenk. An allen wichtigen Strassenkreuzungen und Plätzen hängen grosse elektrische Uhren, die uns die genaue Zeit angeben.
Das ist für uns gar nichts Besonderes. Es war aber nicht immer so!
Als Rudolf Brun Bürgermeister wurde, gab es in unserer Stadt zwar wohl einige *Sonnenuhren,* aber die zählten natürlich nur «die heiteren Stunden». Man verabredete sich damals nicht auf «halb acht Uhr» oder auf «20.45 Uhr», sondern man sagte: «Morn em Morge» oder «Wänns Bättzyt lüüt» oder «wänn d'Sunn abe gaht!». Das war einmal etwas früher, ein andermal etwas später; man nahm es noch nicht so genau.

Die erste Turmuhr in Zürich, 1366

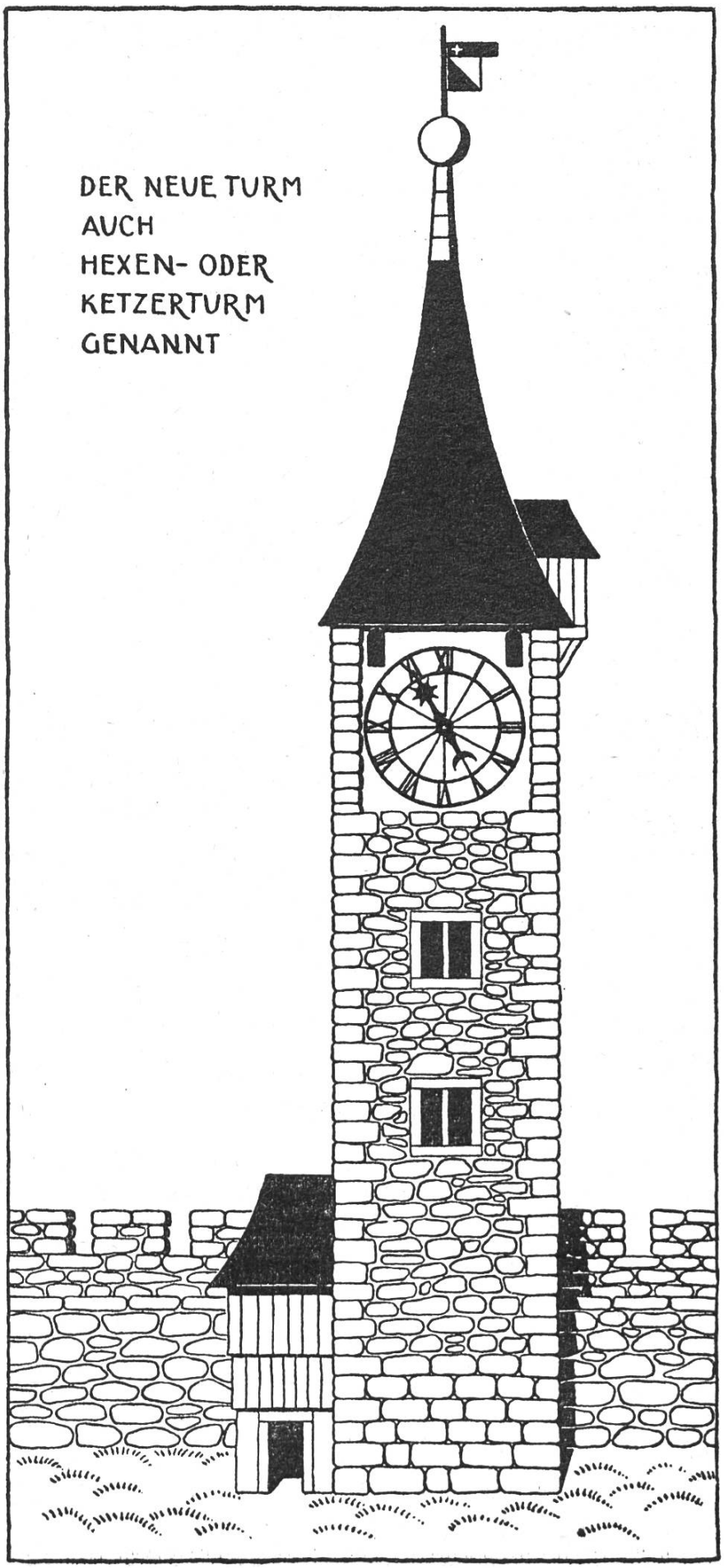
Sechs Jahre nach Bürgermeister Bruns Tod bestellte der Rat beim «Werchmeister Kunrat von Kloten» die erste *Räderuhr.* Sie wurde im St. Petersturm aufgestellt. Das kleine Zifferblatt hatte nur einen Stundenzeiger und befand sich auf der Limmatseite des Turmes unter dem grossen Fenster, gerade dem Rathause gegenüber. Diese erste Uhr besass bereits ein Schlagwerk.

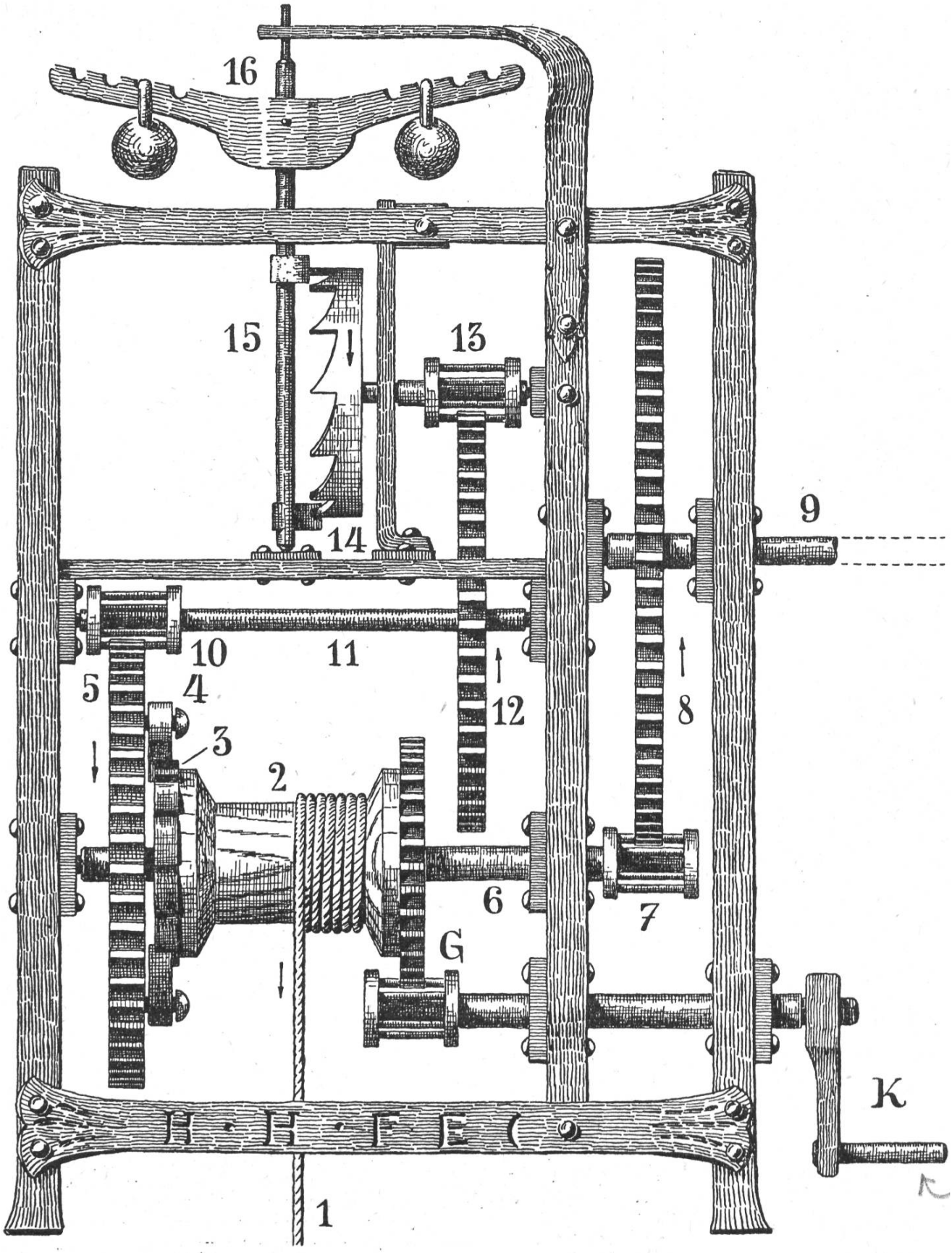
Die zweite Uhr auf St. Peter

Im Jahre 1538 baute Meister Hans Luterer eine neue Uhr für den Peterturm. Hans Asper malte die vier riesigen Zifferblätter rund um die grossen Fenster [44]).
Dort aber, wo das alte Zifferblatt gewesen war, zeigte des kunstvolle Werk jetzt den Lauf der Sonne unter den Sternen. Auch die wechselnde Gestalt des Mondes war dort zu sehen. Man nennt das eine *astronomische Uhr.*

Auch der Hexenturm bekommt eine Uhr, 1541

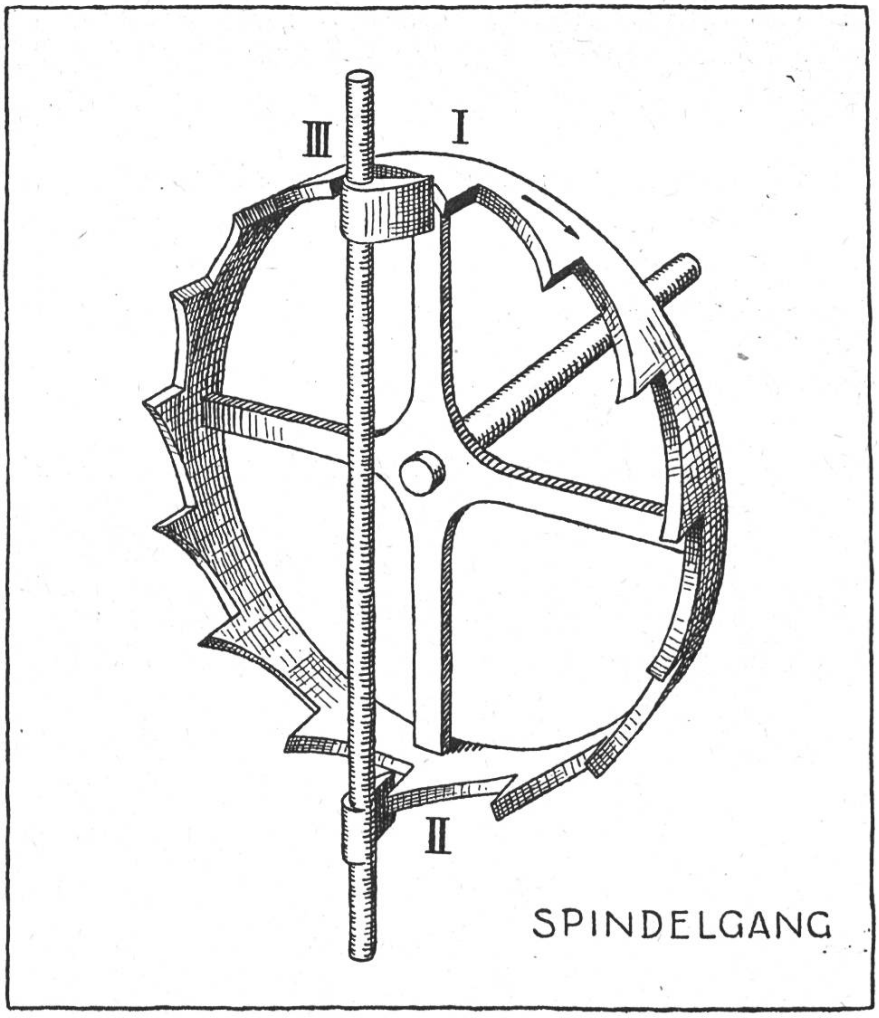
Die Zürcher Schützen, die von ihrem Übungsplatz aus den Petersturm nicht sehen konnten[45]), baten den Rat, er möge die alte Uhr jetzt im Hexenturm am Hirschengraben aufstellen lassen. Die Stadtväter gewährten die Bitte. Es hätte sie ja selber gereut, das alte, ehrwürdige Werk zum alten Eisen zu werfen. Es hatte doch fast zweihundert Jahre lang seinen Dienst getan!
Am Hexenturm wurde nun ein grosses Mauerviereck als Zifferblatt geweisselt. Die Zahlen vergoldete man nicht, sondern strich sie mit schwarzer Ölfarbe an. Das war erstens billiger und zweitens konnte man die Ziffern aus der Ferne erst noch deutlicher erkennen!


DER NEUE TURM
AUCH
HEXEN- ODER
KETZERTURM
GENANNT


16
15
13
14
9
10
11
5
4
3
2
12
8
6
7
G
K
H · H · F E (
1

Ein altes Turmuhrwerk

Auf der vorangehenden Seite ist ein Räderuhrwerk ältester Bauart in Seitenansicht dargestellt. Der Einfachheit halber ist das Schlagwerk weggelassen. Die beiden ersten, 1366 und 1538 im Petersturm aufgestellten Werke müssen wohl so gebaut gewesen sein, nämlich als *Spindeluhren mit Waagbalken.* Das am Zugseil 1 hängende Gewicht versetzt die Seiltrommel 2 (die lose auf der Welle 6 sitzt), samt dem Sperr-Rad 3 in Umdrehung.
Durch die Sperrkegel 4 [46]) wird das Zahnrad 5 samt der Welle 6 und dem Trieb 7 zum Mitdrehen gezwungen. In das Trieb 7 greift das Stundenrad 8 ein (Untersetzung) und dreht die Zeigerwelle 9, welche auf der Aussenseite der Turmuhr den einzigen Zeiger trägt.
Das Zahnrad 5 versetzt das Trieb 10 und damit die Welle 11 mit dem Zahnrad 12 in übersetzte Drehung. Dieses treibt seinerseits mit nochmaliger Übersetzung das Trieb 13 und das auf gleicher Welle sitzende Gangrad 14 an.
Die Zähne dieses Gangrades bewirken nun die hin- und herdrehende Bewegung der Spindel 15 und des mit ihr starr verbundenen Waagbalkens 16. Wie das zugeht, möge folgende Abbildung zeigen:



Die obere Lappe der Spindel hat soeben den Zahn I freigegeben. Das Gangrad konnte einen winzigen Ruck vorwärts tun. Aber schon ist der Zahn II auf die untere Lappe der Spindel gestossen: «tick!»
Jetzt stösst der Zahn II diese untere Lappe nach links, und die Spindel dreht sich in Gegenuhrzeigerrichtung. (Dieser Augenblick ist in der Abbildung festgehalten.)
Bald wird sich die untere Lappe so weit nach links aussen gedreht haben, dass der Zahn II dahinter wegschlüpfen kann.
Das Rad macht dann wieder einen Ruck, aber nicht weit, Denn der Zahn III fällt nun gegen die obere Lappe an: «tack!»
Diese hat sich nämlich inzwischen, da sie ja starr auf der Spindel sitzt, so weit nach links gedreht, dass sie wieder in die Lücke zwischen die Zähne I und III hineinragt.
Nun wird die obere Lappe vom Zahn III nach rechts gedrückt, bis sie auch diesen wieder freigibt — und das Spiel beginnt von neuem.

*

Natürlich würde dieses Hin und Her viel zu schnell ablaufen, wenn nicht am oberen Ende der Spindel der Waagbalken befestigt wäre. Dieser muss ja, samt seinen Gewichten, jede Bewegung mitmachen. Wenn er sich in einer Richtung fertig gedreht hat, muss er sich infolge des Beharrungsvermögens «erst ein wenig besinnen», bevor er widerwillig den Rückweg antritt.
So wird die Drehung des Gangrades sehr stark verlangsamt, gehemmt. Diese Vorrichtung heisst darum «Hemmung», und weil sie durch die Spindel geschieht, «Spindelhemmung» (oder auch «Spindelgang»).
Noch langsamer als das Gangrad dreht sich das Zahnrad 12, von dem es angetrieben wird, und noch viel langsamer das Rad 5. Am langsamsten dreht sich jedoch das Stundenrad 8, nämlich nur noch einmal in 12 Stunden. (Bei den allerältesten Uhren machte der Zeiger sogar in 24 Stunden nur eine Umdrehung. Die Zählung der Stunden begann mit Sonnenuntergang!)

DIE EIDGENOSSEN SCHLIESSEN MIT ZÜRICH DEN EWIGEN BUND

(Eine Erzähllektion)

In den vorangegangenen Stunden wurden der Brunsche Umsturz, die Fehde mit Rapperswil, die Zürcher Mordnacht und die darauf folgende Entwicklung behandelt.
In dieser Lektion: Kurze Wiederholung; dann *erzählende* Darbietung des neuen Stoffes. Nur wenige Unterbrechungen, damit «der Faden nicht abreisst».
Mit kleiner Schrift sind hier in Stichworten die Tatsachen notiert, auf die die Schüler sich besinnen und zu denen sie sich — jeweils nur ganz kurz — äussern sollen.

*

Wir wollen heute miteinander wieder einmal in eine längst vergangene Zeit zurückwandern. Weit, weit zurück, bis zum Abend des 29. April 1351. Auf der «nidern Brugg» zu Zürich drängen sich die Leute. Stadtknechte halten einen Weg durch die Menge frei. Es ist fast so, wie heute vor einem Sechseläutenumzug. Aber die Zürcher erwarten keinen Umzug, sondern eine kleine Gruppe wichtiger, sehr wichtiger Gäste.

Der Burgermeister hat Abgesandte der Eidgenossen nach Zürich eingeladen. Er möchte mit ihnen ein Bündnis schliessen. Er hofft, bei ihnen Hilfe zu finden gegen die Herzöge von Österreich.

Jetzt sehen wir die Burger, die auf dem Weinplatz stehen, gegen die Strehlgasse hinauf winken. Trommeln dröhnen zwischen den Hauswänden der engen Gasse. Um die Ecke biegt ein Trupp Stadtknechte in blau-weissen Waffenröcken. Hinter ihnen aber auf Pferden vier Männer, und mit etwas Abstand folgen noch etwa ein Dutzend Reiter. Das sind die Landammänner von Uri, Schwiz und Unterwalden, der Schultheiss von Luzern und ihre Begleiter.
Sie reiten unter dem Jubel der Zürcher am Mülnerturm vorbei; jetzt poltern die Hufe der Pferde über die hölzerne Brücke. Schon sind sie auf dem kleinen Platz vor dem Rathause und steigen ab. Vor dem bescheidenen Holzhause steht ein Ritter; auf seinem blauen Mantel leuchtet das goldene Wappen mit dem roten Stern.

Das ist Burgermeister Rudolf Brun!

Rings im Kreis die Herren der Konstaffel und die Zunftmeister. Brun heisst die Abgesandten herzlich willkommen: «Ihr habt einen langen Ritt hinter euch! Es wird euch recht sein, wenn wir die Arbeit erst morgen anpacken.» Damit geleitet er die Gäste hinüber zum «Schneggen», wo das Abendessen bereitsteht. — Von welcher Arbeit spricht der Burgermeister?

Bund schliessen!

Aber — ist denn das eine «Arbeit»?

Ja! Gesetze des Bundes beraten und aufschreiben. Bundesbriefe von 1291 und 1315 sowie Luzerner Brief sind auch Gesetzessammlungen. Vielleicht tauchen Meinungsverschiedenheiten auf!

Ja, es war sogar eine recht schwere Arbeit. Wir werden das gleich sehen, wenn wir jetzt in Gedanken miteinander in die Ratsstube treten, wo sich die Männer am folgenden Morgen, am 30. April, eingefunden haben.

Oben am langen Tisch sitzt natürlich Rudolf Brun, denn er ist ja der Herr in diesem Haus, an der rechten Seite der Schultheiss von Luzern, dann Hans von Attinghausen aus Uri, die Zürcher Ritter Eberhard Mülner, Heinrich Biber und Rüdiger Maness. Links die Landammänner von Schwiz und Unterwalden, und, wo noch Platz ist, Männer aus den Waldstätten, Zürcher Konstaffler und Zunftmeister.

Unten am Tisch sitzt aber der Stadtschreiber Binder, mit Papieren, Pergamenten und Tinte. Auf seinem Entwurfsblatt steht schon der erste Satz. Der ist ja bei allen eidgenössischen Bünden gleich:

Im Namen Gottes, Amen!

Die Eidgenossen stellten alle ihre Bünde unter Gottes Schutz. Und jetzt der Inhalt! Erinnert ihr euch noch, was im ersten Bundesbrief zuerst aufgeschrieben wurde?

Wer zum Bund gehört.

Also hier?

Uri, Schwiz, Unterwalden, Luzern und Zürich.

Ja —, nur diktierte der stolze Brun das in einer andern Reihenfolge! «Schreiber, schreib:

Wir Burgermeister, Rät und Burger der Stadt Zürich,
Schultheiss, Rät und Burger der Stadt Luzern,
die Ammänner und Landleute zu Uri, Schwiz und Unterwalden schliessen einen Bund.

Wiederhole es, wenn du's hast!»

Es ist jetzt ganz still in der Ratsstube, die Wellen der Limmat spiegeln Sonnenlichter an die Decke. Man hört die Feder kratzen. Der Schreiber wiederholt: «. . . einen Bund.»

Und nun sagt Freiherr von Attinghausen mit seiner tiefen Stimme in die Stille hinein: «Auf ewige Zeiten!»

Brun runzelt die Stirn. Er überlegt. «Einen Augenblick, Schreiber! Meine Herren, wir wollen nicht vorschnell dreinfahren; denn was wir hier tun, ist eine ernste Sache. Lieber Herr Hans, was heisst denn ‚ewig'?! Wer von uns weiss, wie es auch nur in hundert Jahren in unserm Lande aussehen mag? Ich denke, wir sollten bescheidener sein und den Bund — sagen wir einmal — auf zehn Jahre schliessen!»

Die Zürcher nicken, aber die Eidgenossen machen steife Gesichter. Das haben sie nicht erwartet. Schliesslich meint Peter von Gundoldingen: «Wir Luzerner haben aber den Bund ja auch auf ewig abgeschlossen.»

«Das ist richtig», antwortet Brun. «Aber ihr habt damals nicht lange wählen können; ihr wart eine österreichische Untertanenstadt und arg in der Klemme. Aber wir — als freie Reichsstadt —!»

Der Schultheiss ist gekränkt: «Und ihr? Seid ihr vielleicht jetzt nicht genau in der gleichen Klemme?»

Hat er recht?

Natürlich! Herzog Albrecht von Österreich bedroht die Stadt. Die Zürcher haben Rapperswil verbrannt. Der Rapperswiler Graf ist mit den Österreichern verwandt!

Warum, glaubt ihr, hat Rudolf Brun trotz dieser Gefahr nur zehn Jahre vorgeschlagen?

Er denkt, das sei genug. In zehn Jahren sei die Gefahr vorbei. Dann brauche er die Hilfe der Eidgenossen nicht mehr. Dann könne er wieder machen, was ihm passe. Das könnte er aber nicht, wenn der Bund ewig gelten soll.

Ein Zunftmeister sagt: «Liebe Eidgenossen, wir wollen doch nicht streiten! Ich schlage vor, der Schreiber soll dort noch Platz auslassen. Wir können ja nachher noch einmal darüber reden.»
«Gut!» sagt Hans von Attinghausen. «Gehen wir weiter.»

(Die folgenden Punkte — siehe Zürcher Brief am Schluss der Lektion — werden nur kurz besprochen. Der Hülfskreis wird auf der Wachstuchkarte der Schweiz aufgezeichnet.)

Unterdessen ist es Nachmittag geworden. Sieben Punkte sind durchberaten und aufgeschrieben. Nun erhebt sich Rüdiger Maness:

«Liebe Freunde, wir haben da noch eine Sache, die uns sehr am Herzen liegt. Ihr wisst, dass unsere Gesetze noch nicht alt sind. Unser verehrter Burgermeister hat sie zum Nutzen der Stadt vor 15 Jahren geschaffen. Er hat sich damit die Achtung und Bewunderung Tausender von Mitbürgern erworben. Einige wenige aber sind gerade darum seine Todfeinde geworden.»

Wen meint er?

Die alten Räte, die verbannt wurden und nach Rapperswil flohen.

Ritter Maness fährt weiter: «Ihr kennt die Absicht unserer Gegner: Sie möchten nicht nur das Werk unseres Burgermeisters wieder vernichten, sondern trachten ihm sogar nach dem Leben. Erst vor einem Jahr ist er mit knapper Not dem Tode entronnen. Ich selber habe in jener Nacht zwei liebe Verwandte verloren.»

Wann war das?

In der Zürcher Mordnacht.

«Darum möchten wir euch bitten, unsern Burgermeister, unsere Gesetze und Zünfte in euren besonderen Schutz zu nehmen. Ich habe hier einen Entwurf für diesen Satz; unser Schreiber soll ihn euch vorlesen.»

Der Schreiber liest: «Ausdrücklich setzen wir fest: Sollte jemand Burgermeister Rudolf Brun, Rät, Burger, Zünfte oder Gesetze der Stadt Zürich kränken, so wollen wir auf Mahnung des Burgermeisters sofort Hilfe bringen.»

Landammann ab Iberg von Schwiz räuspert sich: «Wir begreifen euere Sorgen. Aber — ‚auf Mahnung des Burgermeisters'? Ich muss schon sagen, noch nie haben wir in unsern Bünden einem einzelnen Mann solche Vorrechte gewährt!»

Hans von Attinghausen meint: «Das ist wahr. Aber es ist ja nicht gesagt, dass man da keine Ausnahme machen kann. Ich könnte euerm Gesuch zustimmen — allerdings nur unter einer Bedingung!»

Ihr könnt euch denken, welche Bedingung er meint!

Dass der Bund ewig dauert.

Alle blicken nach Rudolf Brun hin. Der schaut vor sich hin auf den Tisch.

Es passt ihm nicht, dass man ihm Bedingungen stellt. Er ist das nicht gewohnt. Darum sagt er jetzt kurz: «Ich habe schon gesagt, was ich zu sagen habe.»

Die Eidgenossen, aber auch die Zürcher machen enttäuschte Gesichter, und der Landammann von Unterwalden ruft: «Und was wir zu sagen haben, ist dies: Einen ewigen Bund — oder keinen Bund!»

In diesem bedenklichen Augenblick nimmt der Luzerner Schultheiss das Wort: «Eidgenossen und ihr Zürcher! Es ist jetzt, glaube ich, Zeit, dass wir ernst und offen miteinander reden. Ihr Zürcher braucht Hilfe — rasche Hilfe! — und wir wollen euch Hilfe bringen. Ihr seid also in diesem Bündnis die, welche Hilfe erwarten. Es könnte leicht aber auch einmal anders kommen. Burgermeister Brun hat heute morgen ganz richtig bemerkt, man wisse ja nicht, was die Zukunft bringe. Ja — vielleicht brauchen wir in 20 oder 30 Jahren einmal *euere* Hilfe, ihr Zürcher! Habt Ihr *das* gemeint, Ritter Burgermeister, und wollt Ihr *darum* den Bund nicht länger als für 10 Jahre schliessen?»

Was für eine peinliche Stille im Saal! Kein Zürcher schaut den andern an. Keiner wagt es, nach dem Burgermeister hinzusehen. Sie kennen ihn. Jeder weiss, dass er jetzt einen roten Kopf bekommt, und jeder fühlt, wie er jetzt mit Anstrengung seinen Jähzorn niederkämpfen muss.

Der Luzerner spricht weiter: «Niemand zweifelt daran, dass Ihr ein *guter Zürcher* seid. Ich weiss, Ihr liebt euere Stadt und Ihr tut alles, was ihr Vorteil bringt. Wenn ihr Zürcher aber unsere wahren Freunde und *gute Eidgenossen* werden wollt, dann dürft ihr nicht nur an euren eigenen Vorteil denken. Darum bin ich der gleichen Meinung wie die Unterwaldner: Einen ewigen Bund — oder keinen!»

Ritter Brun schweigt. Er merkt, jetzt ist er in die Enge getrieben.

Wenn er nicht nachgibt, erhält er überhaupt keine Hilfe.

Er fragt: «Würdet ihr sonst alles annehmen, was wir vorgeschlagen haben? Auch den Vorschlag von Ritter Maness?»
Ihr wisst noch, was für ein besonderer Vorschlag das war!

Besonderer Schutz des Burgermeisters.

Die Eidgenossen zögern nicht. Der Urner Landammann gibt für alle die Antwort: «Ja, alles, wie es geschrieben steht!»

Jetzt ist Brun entschlossen: «Gut! Schreiber, setze ein: Auf ewige Zeiten!» Der Bund ist gesichert. Alle atmen erleichtert auf. Ein letztes Gesetz wird

noch aufgeschrieben: Alle zehn Jahre soll der Bund neu beschworen werden. Dann erheben sich die Herren. Die schwere Arbeit ist getan. Nur einer ist noch nicht fertig, der Schreiber.

Er muss den Entwurf auf ein schönes Pergament abschreiben.

Und morgen früh, am 1. Mai, sollen dann die fünf Siegel an das Blatt gehängt werden.

*

Am ersten Maimorgen des Jahres 1351 ist in der Wasserkirche eine feierliche Gemeinde versammelt. Schulter an Schulter stehen die Burger im Sonntagsstaat, alte und junge, bis hinunter zu den 16jährigen Knaben. Viel zu klein ist die Kirche! Vor der offenen Tür, in der weiten, niedern Halle des Helmhauses, stehen wohl noch einmal so viele wie drinnen.

Die Zürcher Ratsherren und die eidgenössischen Gäste haben vor dem Chor Platz genommen. An der linken Seitenwand stehen fünf Bewaffnete mit den Bannern der fünf Orte, und auf der rechten Seite leuchten die 13 Zunftfahnen und das Fähnlein der Konstaffel mit dem roten Rüden.

Jetzt steht der Burgermeister auf, und im gleichen Augenblick wird es still. «Mitburger, wir sind hier versammelt, weil wir mit unseren Freunden aus den Waldstätten den Bund beschwören wollen, den wir gestern nach langer Beratung miteinander abgeschlossen haben. Höret jetzt den Bundesbrief!»

Der Schreiber tritt vor und liest:

«Im Namen Gottes, Amen.

Wir Burgermeister, Rät und Burger der Stadt Zürich,
Schultheiss, Rät und Burger der Stadt Luzern,
Ammänner und Landleute zu Uri, Schwiz und Unterwalden schliessen ein Bündnis auf ewige Zeiten.

Wir wollen uns, innerhalb eines bestimmten Kreises, mit Leib und Gut zu Hülfe kommen.

Der Hülfskreis: Grimsel, Aare, Rhein, Thur, Vorderrheintal, oberes Livinental, Goms.

Sollte unter uns ein Streit ausbrechen, was Gott lang abwenden möge, so sollen von jeder Partei zwei Männer in Einsiedeln tagen und schlichten. Jedem Ort sind weitere Bündnisse erlaubt, doch soll dieser Bund allen späteren vorangehen.

Wir wollen weiterhin treu zu König und Reich halten.

Ausdrücklich setzen wir fest: Sollte jemand Burgermeister Rudolf Brun, Rät, Burger, Zünfte oder Gesetze der Stadt Zürich kränken, so wollen wir auf Mahnung des Burgermeisters sofort Hilfe bringen.

Alle zehn Jahre soll der Bund neu beschworen werden.

Gegeben zu Zürich und mit den Siegeln der fünf Orte versehen am 1. Mai 1351.»

Der Propst vom Grossmünster, ein feiner, ernster Herr in schwarzem Kleid und weissem Mantel nimmt den Brief in seine Hände. An dem weissen Pergament hangen die fünf roten Siegel.

«Wollt ihr im Namen Gottes und aller Heiligen, im besonderen unserer lieben St. Felix und Regula geloben, alles, was ihr aus diesem Briefe gehört habt, fest, treu und stät zu halten, so hebet euere Hände und sprecht: Wir schwören es!»

Mit fester Stimme leisten jetzt die Zürcher mit ihren Freunden den Bundeseid. Und hoch oben im alten Gewölbe der Kirche hallt ihr Schwur leise nach.

Und dann treten sie hinaus in den strahlenden Frühlingstag. Von allen Kirchen der Stadt läuten die Glocken. Ein frischer Wind weht vom See her, und im hellen Sonnenlicht flattern die Banner.

ANMERKUNGEN

[1]) Als Beispiel einer Schülerheftseite gedacht. Alle diese Skizzen werden deutlicher, wenn wir sie recht kräftig mit Farbstiften bemalen lassen. Hier also z. B. Boden braun, Farn und Tannäste grün, Stämme rotbraun, Steine rötlichgrau, mit grünem Moos bedeckt.
Die Notiz am rechten Blattrand gilt natürlich nur dann, wenn man auf lose Blätter arbeiten lässt, die man am Jahresende zusammenheftet.
Selbstverständlich können die Schüler aber auch ein gewöhnliches Heft führen. In diesem Falle empfiehlt es sich, jedem Schüler ein kräftiges, glattes Halbkartonblatt zu geben, das er jeweils unter die Heftseite legt, auf die er gerade zeichnet. So können wir das leidige «Durchdrücken» und «Abfärben» verhüten.

[2]) Solche Jagdszenen sind für Kinder besonders leicht zu zeichnen, viel leichter als etwa das Ren vom Kesslerloch. Man lasse mit schwarzem oder rotem Farbstift recht satt malen. Zu bemerken ist allerdings, dass derartige Darstellungen in der Schweiz nicht gefunden wurden. Sie kommen als kleinformatige Felsbilder in Ostspanien vor und konnten noch nicht einwandfrei datiert werden (vermutlich gehören sie der Zeit zwischen Magdalénien und Mesolithikum an). Sicher ist aber, dass die Zeichner dieser sogenannten «Levantekunst» Träger einer reinen Jägerkultur waren, die sehr viel Ähnlichkeit mit der «Rentierjägerkultur» unseres Landes hat.
Die vorliegende Zeichnung ist keine Kopie, sondern als Anregung für freie Schülerzeichnungen im Stile jener längst vergangenen Zeit gedacht.

[3]) Dieser Uferstreifen musste in vielen Fällen zuerst künstlich geschaffen werden durch sogenannte Brandrodung; d. h. die Bäume wurden geschlagen und später, wenn sie trocken waren, angezündet.

[4]) Die Feuersteinklingen der Sicheln, Messer, Sägen usw. wurden noch immer in der uralten *Schlag- und Retouchiertechnik der Altsteinzeit* hergestellt.
Die Beilklingen dagegen (man verwendete dazu grünliche oder schwärzliche Flusskiesel, die von der Natur schon in geeigneter Weise vorgeformt waren) wurden auf einer Steinplatte unter Verwendung von Sand und Wasser *geschliffen*. Diese *Schleiftechnik* ist eine Erfindung der *Jungsteinzeit*.

[5]) Es ist sehr fraglich, ob es damals schon so etwas wie Pritschen oder gar Bettstellen gab.

[6]) Die ungeheuer lange Zeitspanne von der ersten Spur menschlichen Daseins bis zum Bekanntwerden der Metallbearbeitung wird unter dem Namen «Steinzeit» zusammengefasst. Doch lassen sich innerhalb dieses Zeitraumes verschiedene, voneinander beträchtlich abweichende Kulturepochen unterscheiden, von denen einige in unserer Tafel aufgeführt sind.
Diese ganz grobe Einteilung dürfte für unsere Zwecke genügen. Es sei aber doch darauf hingewiesen, dass auch in jeder einzelnen dieser Epochen noch einmal recht

verschiedenartige Kulturen unterschieden werden. Doch würde es zu weit führen und nur Verwirrung schaffen, wollten wir unsere Schüler damit bekanntmachen. Auch die Epoche der «Mittelsteinzeit» dürfen wir darum wohl übergehen.
Die grosse Zeitenwende in unserer Gegend dürfen wir mit ziemlicher Sicherheit um 3000 v. Chr. herum annehmen. Der — übrigens sehr allmähliche! — Übergang von der «nur sammelnden» Lebensweise des nomadisierenden Jägers zur «wiedererzeugenden» des sesshaften Bauern war wohl die bisher grösste und einschneidendste Veränderung im Leben der Menschheit.

[7]) Die Frage, ob es neben den ebenerdigen Ufersiedelungen — die von Prof. Dr. Emil Vogt und andern Forschern einwandfrei nachgewiesen werden konnten (Egolzwil, Sumpf-Zug, Thaingen, Burgäschisee) — auch eigentliche Pfahlbauten im Wasser oder am Ufer gab, wird gegenwärtig von den Archeologen abgeklärt.

[8]) Schon in der Jungsteinzeit kannte man Leinenbindung, Köper und brochierte Gewebe, was das Vorhandensein eines ziemlich entwickelten Webstuhls voraussetzt. Vermutlich war es ein Vertikalstuhl mit Streckgewichten. Wie aber die Vorrichtung aussah, die das «Fach» öffnete, weiss man nicht.
Es ist anzunehmen, dass neben Flachs und Wolle auch Pelze zu Kleidern verarbeitet wurden.

[9]) Die Skizze «Fluchtburg»: Idealbild einer Latène-Festung. Die hohe, mehrere Meter dicke Ringmauer aus Balkenwerk, Steinen und Erde krümmt sich gegen das Tor hin einwärts. Zufahrt über einen Erddamm. Im Innern wohl niedrige Blockbauten.
Für die Schüler dürfte sich die perspektivisch weniger schwierige Darstellung der Festung am Fluss besser eignen.

[10]) Genaue Übersetzung für den Lehrer:

HIC	SITUS	EST
Hier	*beigesetzt*	*ist*
L(VCIVS)	AEL(IVS)	VRBICV-S
Lucius	*Aelius*	*Urbicus*
QVI	VIXI-T	A-N(NO)
welcher	*lebte*	*Jahre*
VN-O	M(ENSIBVS) V	D(IEBVS) V
eins	*Monate 5*	*Tage 5*
VN-IO	A-VG(VSTI)	LIB(ERTVS)
Unio	*des Kaisers*	*Freigelassener*
P(RAE) P(OSITVS)	STA(TIONIS)	TVR-ICE-N(SIS)
Vorsteher	*der Station*	*Turicum*
XL G(ALLIARVM)	E-T A-E(LIA)	SECV-ND-INA
des gall. Quadrigesimalzolls	*und Aelia*	*Secundina,*
P(ARENTES)	DVLCISSIM(O)	F(ILIO)
die Eltern,	*dem süssesten*	*Söhnchen*

Die Ligaturen sind durch Bindestriche angedeutet.

[11]) Als Klebemosaik in einer Zeichenstunde ausgeführt. Die «Steinchen» sind etwa 1 cm^2 gross und werden aus dünnem Buntpapier gerissen, nicht geschnitten. Nicht übereinander, sondern mit Millimeterfugen nebeneinander kleben. Die Schüler bekommen bei dieser Arbeit grosse Achtung vor den Leistungen der römischen Mosaikarbeiter (Geduld).

[12]) Die Geschichte der Völkerwanderung ist nicht nur für die Kinder, sondern auch für uns Lehrer ausserordentlich schwer verständlich.
Die stark vereinfachte und schematisierte Planskizze auf Seite 36 ist natürlich nur sehr bedingt richtig; ein geschichtlicher Ablauf, bei dem die einzelnen Vorgänge so unentwirrbar in- und übereinanderfliessen, lässt sich graphisch überhaupt nicht darstellen. Darum sollte sie für das Schülerheft nicht verwendet werden. (Sie wäre übrigens für die Schüler auch zu schwierig zu zeichnen.)
Die Skizze könnte aber, auf ein grosses Packpapier übertragen, zur notdürftigen Veranschaulichung einiger äusserst wichtiger Tatsachen dienen:
1. Das Geschick unseres Landes ist *ein Teil des europäischen Schicksals.*
2. Die unser Land betreffenden Ereignisse sollen *im richtigen Maßstab* zum gesamteuropäischen Geschehen gewertet werden.

Wir kommen ja bei der Darbietung der Schweizergeschichte nur selten dazu, die Schüler etwas von diesen gerade heute wieder so wichtigen Zusammenhängen ahnen zu lassen: hier bietet sich Gelegenheit dazu.
Die Pfeile mit den Namen der Völker könnten aus Papier geschnitten und nacheinander mit Nadeln aufgesteckt werden. (So kann man die Europakarte später auch für andere Zwecke wieder brauchen.) Dabei scheint mir nicht wichtig, ob die Schüler die einzelnen Namen behalten, oder ob sie sich die Zugstrassen der Völker merken. Im Gegenteil: wenn die Schüler finden, die Sache sei so verworren, dass niemand mehr drauskomme, dann haben sie den Begriff «Völkerwanderung» so aufgefasst, dass er den historischen Tatsachen wohl am ehesten gerecht wird. — Zwei Namen wollen wir aber doch aus der Menge der übrigen herausheben (z. B. durch Verwendung farbigen Papiers): «Burgunder» und «Alamannen».
Wichtig scheint mir noch, den Schülern zu erklären, dass der Kreis nur die ungefähre Lage der *heutigen Schweiz* bezeichnen will, und nicht etwa als Umriss eines (damals ja gar nicht vorhandenen) Staatsgebildes anzusehen ist.

[13]) Die Darstellung des alamannischen Hofes wäre eigentlich mit mehreren dicken Fragezeichen zu versehen. Man weiss über das Aussehen des frühmittelalterlichen alamannischen Hofes so gut wie nichts. Sicher ist nur, dass das Gehöft aus *mehreren einstöckigen, hölzernen Einzelbauten* bestand (Wohnhaus, Stall, Scheuer, Waschhaus, Webhäuschen usw.). Wo das gradstämmige Tannenholz zur Verfügung stand, hat man wohl seit der Erfindung der Metallaxt *gestrickte* Häuser gebaut (Blockhäuser in der ganzen Welt!). In unserer Gegend aber, wo damals der Laubwald vorherrschte, war das Bauernhaus ziemlich sicher ein *Ständerbau;* denn mit Laubholzstämmen, die immer ein wenig krumm gewachsen sind, lässt sich kein fugendichtes Blockhaus bauen. Die Wandstücke *zwischen den tragenden, senkrechten* und den *bindenden, waagrechten Hölzern* müssen entweder als *beidseitig verputztes Flechtwerk* (einfaches Riegelhaus) oder als *Bohlenwand* (d. h. in die Nuten der Ständer einge-

schobene dicke Bretter) konstruiert worden sein. Als *Deckmaterial* hatte der Getreidebauer natürlich *Stroh* zur Hand, doch waren die Dächer vielleicht auch mit *Schilf* gedeckt. Dass die Siedlungen — besonders aber die einsamen Höfe — mit *Zaun* und *Hoftor* gesichert waren ist zwar nicht erwiesen, aber anzunehmen. Dürfen wir Lehrer, trotz mangelhafter eigener Kenntnis, den Kindern ein solches Bild an die Tafel malen? Ich denke, es lässt sich verantworten, weil wir damit die kindliche Phantasie in die Richtung des «immerhin Wahrscheinlichen» lenken, statt ihr einfach wilden Lauf zu lassen; und das scheint mir von zwei Übeln das kleinere zu sein.

[14]) Die Darstellung ist in *dieser* Form für uns Erwachsene vielleicht noch knapp überschaubar, für ein Kind jedoch zu gedrängt und darum verwirrend statt klärend. Im Heft des Schülers sollten daher die drei «Jahresstreifen» *am linken Rand aufeinandergeheftet* werden, so dass auf einmal nur die Situation *eines* Jahres gesehen werden kann. Man könnte sonst meinen, es handle sich da um neun verschiedene Landstücke — statt um die dreimalige Darstellung der drei Zelgen.

[15]) Auf Grund neuester Quellenforschung kommt heute Prof. Dr. Dannenbauer, Tübingen, zu einer andern Auffassung:
Die Alamannen waren in der Völkerwanderungszeit noch kein geeintes Volk. Dutzende von kleinen Gaukönigen (— also doch Könige!) beherrschten kleine Bezirke. Die «Demokratie freier Bauern» dürfte die Ausnahme, adeliger Herr und abhängiger Bauer die Regel gewesen sein. Fehde und Blutrache erscheinen nicht nur als Recht, sondern geradezu als moralische Pflicht.
Eine feste politische Ordnung wird erst durch die Franken eingeführt. So tritt der Herzog denn auch erst nach der Unterwerfung auf. Er ist ein von den Merowingern eingesetzter Grosser, und zwar meist fränkischer Abstammung.
Militärische Stützpunkte mit fränkischer Besatzung (liberi), die sogenannten Centenen, entwickeln sich zu Freigerichten, die zum Teil bis ins Hochmittelalter bestehen bleiben.
Nach verhältnismässiger Unabhängigkeit im 7. Jh. folgt straffere Eingliederung ins Reich unter den Karolingern. Die jetzt in Erscheinung tretenden Gaugrafen sind nicht lediglich Beamte, sondern begüterte Adelige, durch Abstammung oder Heirat mit dem Königshause oft nah verbunden.

[16]) Diese Darstellung des Kaisers soll ein Zugeständnis an uns Zürcher sein: Der gütige Herrscher mit St. Niklausbart, der frische Weggli vom Münsterturm wirft, wenn er 11 Uhr läuten hört! (Weil er aber aus Stein ist, kann er es niemals hören, und daher bleiben auch die Weggli aus.)
Die spätmittelalterliche Rüstung, die «unser Karli» auf dem Münsterturm trägt, wurde hier weggelassen.
Wie hat der Kaiser wirklich ausgesehen? Mit grösster Wahrscheinlichkeit so, wie ihn das *zeitgenössische* Mosaik im Lateran zeigt.

[17]) Wahrscheinlicher ist es, dass der Name des Hauses von seiner Lage herrührt: Es steht an der Römergasse, etwas vertieft, «det, wo me durs Loch ab gahd!».

[18]) Dieses Mittelreich zerfiel bald darauf wieder in die Königreiche Italien und Hochburgund und das Arelat. Die nördlichen Teile fielen an Frankreich und Deutschland.

[19]) Die Legende ist hier ein wenig «verfälscht»: In der landläufigen Fassung wird die Residenz König Ludwigs auf die Burg Baldern verlegt. Aber selbst, wenn um 850 dort schon eine Burg vorhanden gewesen wäre, was wenig wahrscheinlich ist, so hätte der König sich wohl kaum dorthin verkrochen. Viel wahrscheinlicher ist, dass er in Zürich gewohnt hat.
Eine andere Frage ist, ob die Pfalz kurz vor der Stiftung der Abtei gebaut wurde. oder erst kurz darnach.
Die Abbildung «Das fränkische Zürich» ist eine Annahme. Das Aussehen und die Zahl der Häuser ist ungewiss. Wahrscheinlich richtig ist die Lage der wichtigsten Gebäude und Strassen.

[20]) Der Bau zog sich über 150 Jahre hin. Darum sind die älteren Bauteile noch romanisch (Türme, Chor, alter Kreuzgang, dessen Überreste an nicht ursprünglicher Stelle noch zu sehen sind), die neueren dagegen gotisch (Schiff).
Das karolingische Gotteshaus wurde wohl auch nur Teil um Teil abgebrochen.

[21]) Später auch Unfreie. Diese gehörten dann zum niederen Adel (Ministeriale).

[22]) An diesem Beispiel sollen nur einige Prinzipien des Burgenbaues veranschaulicht werden. Eine Regel gibt es nicht. Jede Burg ist von jeder andern verschieden. Die im folgenden dargestellte Anlage entspricht in den Grundzügen ungefähr dem «Dübelstein» bei Zürich.
Die Skizzenreihe «eine Burg wird gebaut» ist als Anregung für eine Darstellung im Sandkasten gedacht: Kleine Holzklötze ergeben Häuser und Turm, Brettchen die Mauern, ein Schindelstückchen den Steg, eingesteckte Tannenzweige die Bäume, einige Lamettafäden die beiden Bäche.

[23]) Das Bild frei von der Wandtafel abzeichnen zu lassen, ist wohl kaum ratsam. Hier mag der Lehrer einmal die Zeichnung auf Heftformat vergrössern und auf weisse Blätter hektographieren. Sie kann dann vom Schüler bemalt und als ganzseitiges Bild ins Heft eingefügt werden.
Farben: innerer Randstreifen und Rosen rot; äusserer Rand, Rosenstock und Boden dunkelgrün. Das Kleid in beliebiger Farbe, am besten wohl ebenfalls grün. Fiedel gelb. Mittelstreifen, Mitte der Rosen, Hals- und Ärmeleinfassung aquarellgold (nicht gelb!) mit dem Pinsel auftragen. Die Farben des Randes und der Pflanze sollten nicht mit schwarzen Strichen eingefasst werden.
Es genügt aber auch, als Begleitzeichnung zum Text einfach eine Fiedel mit Bogen zu verwenden.
Form des Instrumentes und anderer Details nach der Manessischen Liederhandschrift.

[24]) Viel leichter zu zeichnen als der «fahrende Sänger». Es ist aber vielleicht doch ratsam, den Schülern folgende Hinweise zu geben.
Zuerst das Pferd zeichnen: Rücken etwa Bildmitte, Wiese nur etwa fingerbreit, sonst bekommt das Ross zu kurze Beine! Der Reiter soll hinter dem Hals des Tieres

sitzen, nicht auf dessen Hinterteil. Ritter: zuerst den Schild am richtigen Ort zeichnen (geneigte Achse!), dann den Helm auf den Schild setzen; Helm nicht zu klein, der Kopf muss darin Platz haben.
Als Wappen wurde hier, weil besonders einfach, das des Hartmann von Aue gewählt: in Rot zwei silberne Beile.
Das Bild macht den Schülern mehr Freude und wird auch «richtiger», wenn wir neben den Farben auch Gold und Silber verwenden: Gold für den Helm, den Sattel, den Bauchgurt und die Rauten des Randstreifens. Silber für die Beile. Rot, wie der Wappengrund, muss auch die Helmdecke sein. Überhangdecke und innere Randdreiecke ebenfalls rot. In der Manessischen Liederhandschrift ist Hartmann mit einem dunkelblauen Waffenrock bekleidet. Blau machen wir auch die äusseren Dreiecke des Randes.

[25]) Hund und Falk waren dem Herrn so teuer, dass sie sogar in den Gesetzen, welche die Pflichten der Eigenleute umschrieben, nicht vergessen wurden. So heisst es z. B. im Engelberger Hofrodel (ca. 1300):
«— und wenn er (der Abt) einreitet, so soll die Meierin des Hofes, auf dem er dann da kommet, ihm entgegenkommen vor den Hof und soll ihn empfangen und soll in einer Hand tragen ein Brot und in der andern ein Huhn; das Huhn gehöret dem Habicht und das Brot den Hunden —.»

[26]) Als «*Stadt*» (d. h. befestigter Ort mit Gericht und Marktrecht) wird Zürich zwar schon um 929 erwähnt. Doch dürfte es sich dabei nur um ein heute nicht mehr bestimmbares, eng begrenztes Gebiet *am linken Limmatufer* gehandelt haben (Brückenkopf). Der *Markt* und die Häuser am *rechten Ufer* werden nämlich lange nachher noch als «suburbium», *Vorstadt,* bezeichnet.
Erst in den *Rittertürmen* tritt uns der *sichtbare städtische Charakter* des Ortes entgegen. Diese Türme werden alle zwar erst im 13. Jahrhundert urkundlich erwähnt; sie sind aber wahrscheinlich im 12. Jahrhundert, vielleicht sogar schon im 11. Jahrhundert erbaut worden. Im Laufe der Jahrhunderte haben sie mit dem Besitzer oft ihren Namen gewechselt; für das Kärtchen auf Seite 78 sind die heute gebräuchlichen verwendet.
Die Lage der Türme Nr. 3—8, die in schirmendem Ring um Markt und Brücke stehen, weist fast zwingend auf die Annahme hin, sie seien die *Eckpunkte der ältesten, rechtsufrigen Befestigung* gewesen. (Dies wäre die sog. «Zweite Befestigung». Unter der «Ersten Befestigung» mag man entweder das Römerkastell oder aber eine linksufrige Befestigung des Brückenkopfes im 10. Jahrhundert verstehen.)
In den Türmen Nr. 9 und 10 sowie im Wellenberg darf man wohl die Angelpunkte einer Erweiterung des Ringes vermuten, die sicherlich nur wenig später mit der Absicht vorgenommen wurde, das Münster zu schützen. Aus dem Strassennamen «Obere Zäune» mögen wir einen Hinweis auf einen Teil jener Erweiterung heraushören. Tatsächlich verbindet die Strasse, dem Hügelkamm folgend, den Brunnenturm mit dem Steinhause, und es ist wohl möglich, dass diese zur Verteidigung geeignete Linie mit Palisadenwerk gesichert war.
Die Vermutung, dass die rechtsufrige Stadt vorerst nur diese geringe Ausdehnung gehabt habe, wird noch durch einige andere Tatsachen gestützt:

Da sind einmal die Namen «*Oberdorf*» und «*Niederdorf*», welche doch sicher besagen, dass die Häusergruppen oberhalb und unterhalb jenes Ritterturmringes eben noch «Dörfer» gewesen seien, im Gegensatz zur «Stadt» innerhalb des Ringes.
Erst durch die neue, grosse Ummauerung des 13. Jahrhunderts, die sogenannte «dritte» (die auf dem Plan des Josua Murer von 1576 dargestellt ist), wurden diese beiden schon stark bevölkerten Dörfer Stadtgebiet.
Die übrigen, im 13. Jahrhundert neu ummauerten rechtsufrigen Gebiete, wie *Neu*stadt, *Neu*markt und das Dreieck östlich des Niederdorfes, wiesen dagegen noch grosse Freiflächen auf, ja sogar auf dem Murerplan finden wir dort noch ausgedehnte Gärten und Rebberge, die einen auffälligen Gegensatz zum eng überbauten Kern bilden. In jenen Freiflächen fanden denn auch die Ordensbrüder der Prediger und der Barfüsser genügend Raum zur Anlage ihrer grossen Klöster (Mitte 13. Jahrhundert).
Auf dem linken Ufer müssen im Lauf der Zeit verschiedene Befestigungen errichtet worden sein. Die erste, im 10. Jahrhundert, die Zürich den Rang einer Stadt verschaffte, umschloss wohl nur die Gegend der Strehl- und Storchengasse. Dann wurde, wahrscheinlich ebenfalls sehr früh, das Gebiet der Abtei einbezogen; später das Rennwegquartier und schliesslich, wohl gegen Ende des 13. Jahrhunderts, auch das Ötenbachquartier «bis an den Spitz» beim Beatenplatz.
Wir Lehrer stossen auf mancherlei Schwierigkeiten, wenn wir unsern Kindern die ältesten Zeiten der Stadt nahebringen wollen. Der Stoff ist so weitschichtig, dass wir kaum um das «schreckliche Vereinfachen» herumkommen, und auf weite Strecken tappen wir im Dunkeln.
Aber der Versuch lässt sich aus zwei Gründen doch wohl verantworten:
Zürich ist geradezu ein Musterbeispiel einer *langsam gewachsenen* Stadt. Es ist reizvoll, den Kindern zu zeigen, wie sich unter dem tätigen Wirken vieler, vieler Generationen ihr Bild allmählich wandelte.
Zürich ist, verglichen mit andern Schweizer Städten, arm an Zeugen aus dem Mittelalter. Von dem ganzen stolzen Mauerkranz des 13. Jahrhunderts ist z. B. nur noch ein kümmerlicher Rest vorhanden, zur Rückwand eines Warenschopfes degradiert. Von den zehn auf dem Kärtchen eingetragenen Rittertürmen aber, die ja viel älter sind, *stehen heute noch die Hälfte!* Verändert zwar, und im Lauf der Zeit fast bis zur Unkenntlichkeit «verbessert»; aber immerhin noch die gleichen Mauern, in denen einst wirkliche zürcherische Ritter hausten; *die ältesten Häuser der Stadt.*

[27]) *Vorschlag zu einer Gemeinschaftsarbeit «Auf dem Gotthardweg»*
In einigen Zeichenstunden liesse sich ein langes Streifenwandbild schaffen.
Als Bildgrund verwenden wir den billigen grauen Wellkarton.
Die Figuren werden — nicht zu klein — auf starke Pappe entworfen. Dabei bietet sich den Kindern reichlich Gelegenheit, sich mit Pferdebeinen auseinanderzusetzen. (Es wird trotzdem ziemlich leidlich herauskommen.) Wir sollten darauf sehen, dass die Figuren ungefähr gleich gross werden. Dann bemalen wir sie mit leuchtenden Deckfarben. Man montiert sie nun mit Stecknadeln auf den Wellkarton, eine hinter der andern auf einer etwas ansteigenden Linie, so dass der Ein-

druck eines Zuges entsteht, der sich auf schmalem Pfad aufwärts bewegt. Der Weg selber braucht nicht gezeichnet zu werden.

Natürlich darf *die Reuss* nicht fehlen. Wir verwenden dazu leicht zerknüllte Aluminiumfolie, die wir ebenfalls anstecken.

Der Weg sollte auch über *die Teufelsbrücke* führen, die sich mit der Laubsäge aus dem Abfallstück einer Faserplatte (z.B. Weichpavatex) schneiden lässt. Sie hat die richtige Farbe; wir brauchen sie nicht anzustreichen.

Ein kurzes Stück des Weges mag über den *stiebenden Steg* führen, den wir an Kettchen aus schwarzem Eisendraht «an den Fels» hängen; wir fixieren ihn aber ausserdem mit Cementit, sonst hängt er nicht lange. Auf die jetzt noch leeren Stellen des Bildes heften wir *Tannengruppen* aus dunkelgrünem (blauem oder schwarzem) Filz. Falls die Arbeitslehrerin nicht genug Abfälle hat, begnügen wir uns mit sogenanntem Photokarton.

Eine solche Arbeit macht allen Beteiligten Freude. In der Abbildung sind einige Figuren zusammengestellt, die beim Entwurf evtl. als Anregung dienen können.

[28]) Original im Archiv zu Schwyz. Pergament. Grösse 14,5×23,5 cm. Text lateinisch. Die Übersetzung ist hier sehr stark gekürzt.

Wenn der Brief ins Schülerheft eingefügt werden soll, darf er nicht zu dick auftragen. Wir können also das Thronsiegel nicht in eine hölzerne Schale legen, sondern fertigen es einfach aus starkem Papier; dunkelbraun den Schalenring, wachsgelb das dahintergeklebte Siegel. Die Figur des Kaisers — mit Bleistift, nicht mit Tusche gezeichnet — dürfte den Schülern keine grossen Schwierigkeiten bereiten. Dagegen könnte die im Original vorhandene lateinische Umschrift woh kaum bewältigt werden; darum wurde sie auf unserem «Siegel» weggelassen.

Als Schnur nehmen wir wohl am besten eine flache Papierschnur. Als Unterlage diene ein nicht zu steifer Heftdeckel (in der Zeichnung schraffiert). Zusammengefaltet (bei den schwarzen Pfeilen) sollte er aber etwa 1 cm schmäler sein als das Schülerheft. Den Brief kleben wir nur links, bis zum Falt, fest auf.

Das Siegel kann lose hängen bleiben, denn es ist ja durch den hereingeklappten Deckel geschützt. Das Ganze kann am linken Rand wie ein Heftblatt eingefügt werden.

[29]) Erzählen: Die Eroberung der Ütliburg und des Städtchens Glanzenberg.

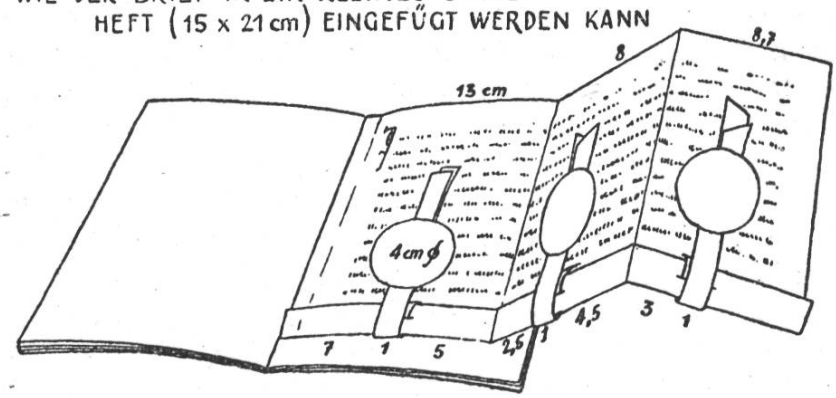
[30]) Vermutlich hiess er Konr. v. Tillendorf und residierte auf der Kyburg. In Küssnacht mag er wohl Station gemacht haben, wenn er in den Waldstätten zu tun hatte; bzw.: dort fuhren die Schiffe aus den Innern Orten zu; die Reisenden und Waren gelangten durch die Hohle Gasse zu neuem Schiffsverlad nach Immensee. Zug, Horgen, Zürich waren die weiteren Stationen nach der Kyburg.

[31]) Dieses Bild würde sich im Schülerheft hübsch ausnehmen als schwarze Tuschzeichnung auf dunkelblauem Papier (evtl. dünner Heftdeckel). Eine Mondsichel und Sterne aus weissem Papier aufkleben.

[32]) Darstellung des Briefes auf ein Heftblatt 21×29,7 cm (Originalgrösse: 20×32 cm), Querformat.

Kein Schmuck, mit Ausnahme der ersten Initiale. Kein «Antikisieren»! Der Schüler schreibe den Text mit seiner sorgfältigsten Schreibschrift. Dann wird der untere Rand des Blattes knapp unter die letzte Schreiblinie gefaltet. (Damit sollte das Anbringen irgendwelcher Zusätze verunmöglicht werden.) Wollen wir den Brief ins Heft einfügen, so müssen wir für jedes Siegel zwei Papierscheiben schneiden, die wir vorn und hinten auf die Bänder kleben, welche ebenfalls nur aus Papier bestehen. Wachs oder Siegellack würde im Heft zu dick auftragen und ausserdem auch bald zerbrechen.
Damit die Siegel für die Kinder leicht zu zeichnen sind, wurden sie stark vereinfacht, z. B. wurde die Umschrift weggelassen.
Auf das Siegel von Schwiz, das richtigerweise den hl. Martin zeigen müsste, zeichnen wir das einfache Kreuz, das den Kindern bekannt ist. Wem dies als eine zu grobe Verfälschung erscheint, mag das Schwizer Siegel, das ja auch am Original nicht mehr vorhanden ist, einfach weglassen.

WIE DER BRIEF IN EIN KLEINES SCHUL-
HEFT (15 x 21 cm) EINGEFÜGT WERDEN KANN



[33]) Zürichs Freundschaft mit Habsburg überdauerte sogar des Königs Tod. So kam es, dass 1315 am Morgarten unter den österreichischen Fahnen auch das Banner von Zürich wehte.

[34]) Der Nachfolger Albrechts war *Heinrich von Luxemburg*. Er bestätigte den Urnern und Schwizern ihre Freiheitsbriefe und verlieh auch Unterwalden die Reichsfreiheit (1309).
Dann aber versprach er den Söhnen Albrechts, ihre Ansprüche auf die Waldstätten neu untersuchen zu lassen. Bevor es dazu kam, starb Heinrich. (Für die Eidgenossen war dieser Todesfall ein wahrer Glücksfall!)

[35]) Diese Tatsache kommt unsern Schülern immer ganz unglaublich vor und verdient darum besondere Erwähnung.

[36]) Wer die Kinder die Situation vom Morgarten im Heft festhalten lassen will, möge während der Lektion lieber das kleine, einfachere Bild an der Tafel entstehen lassen.

Ist aber eine zeichnerische Wiedergabe im Schülerheft nicht beabsichtigt, so kann das grössere verwendet werden. Es zeigt die Geländeformen etwas deutlicher, ist aber für die Schüler zu schwierig wiederzugeben.
In beiden Fällen eignet sich für die Tafel eine Vertauschung von Schwarz und Weiss. Die Bäume sehen dann «bereift» aus (November!). Für See und Himmel würde ich ein düsteres Grün oder Blau verwenden, für die «Pfeile der Eidgenossen» rot, für den «Pfeil Leopolds» gelb.
Im Schülerheft: Grund weiss lassen (Schnee), Bäume, See und Himmel blaugrau. Pfeile wie an der Tafel.

[37]) *Die Sage erzählt dazu:* Der Graf von Strassberg war mit seinen Kriegern schon ein gutes Stück in Obwalden vormarschiert, als ihm ein Reiter entgegengesprengt kam. Der sagte, er komme vom Herzog und müsse ihm das hier überbringen. Damit reichte er ihm einen «lätzen» (umgekehrten) Handschuh. Aus diesem Zeichen erriet der Graf, dass es am Morgarten «lätz» gegangen sei und trat sofort den Rückzug an.

[38]) Eine gute, einfache Ansicht der Stadt findet sich in Witzig, «Das Zeichnen in den Geschichtsstunden», Band II. Ebenso Ansichten von Zürich, Glarus, Zug und Bern.

[39]) Stark vereinfacht! In Wirklichkeit vorerst nur Besetzung Rapperswils. Dann Versöhnungsversuch: Brun bietet Österreich ein Bündnis an. Erst als die Herzöge ablehnen, folgt, wohl etwas überstürzt, die Zerstörung Alt-Rapperswils, und dann, kurz vor Weihnachten 1350, auch die Neu-Rapperswils. Nun war der alte Wunschtraum Bruns — bestes Einvernehmen mit Österreich — gründlich zerschlagen, und der Bürgermeister war jetzt dringend auf jede Hilfe, die sich ihm bot, angewiesen. Erst jetzt fasste er ein befristetes Bündnis mit den Eidgenossen ins Auge. Dass 1351 dann doch ein ewiger Bund geschlossen wurde, verdanken wir den eidgenössischen Politikern, die Bruns Absichten mit Festigkeit entgegentraten.

[40]) Bund nur zwischen Uri, Schwiz, Unterwalden und Bern. Indirekt, aber ausdrücklich, wird im Berner Brief aber auch Zürich und Luzern Hilfe zugesichert. Glarus und Zug werden nicht erwähnt, da sie durch den nach der zweiten Belagerung abgeschlossenen Brandenburger Frieden aus der Eidgenossenschaft wieder ausgeschieden wurden. (Im Unterricht erwähne ich diesen Ausschluss von Glarus und Zug allerdings nicht, das würde die Schüler nur verwirren. Ausserdem ist er ja 1368 durch den Thorberger Frieden wieder rückgängig gemacht worden.)

[41]) Auf dem Murerplan der Stadt Zürich von 1576 finden sich einige Dinge, die das besondere Interesse der Schüler erregen. Es sind altertümliche Maschinen und Einrichtungen, von denen namentlich die Sechstklässlerbuben gerne wissen möchten, wozu sie dienten und wie sie «liefen».
Auch auf den Prospekten manch anderer Schweizer Stadt entdecken wir Wasserräder, Mühlen, Krane und Turmuhren.
Darum sei zum Schluss versucht, das Thema «Alte Maschinen» zu behandeln — ein Thema, das allerdings ein wenig aus dem Rahmen dieses Büchleins fällt und eigentlich mehr mit Physik als mit Geschichte zu tun hat.

Von den Abbildungen werden sich wohl nur wenige zum freien Abzeichnen von der Wandtafel eignen. Die Darstellung einer Maschine, soll sie sowohl Wirkungsweise wie Konstruktion noch deutlich zeigen, lässt sich eben nicht beliebig stark vereinfachen. In solchen Fällen ist aber ein hektographiertes Blatt von der Hand des Lehrers im Schülerheft sicherlich zu verantworten.

[42]) Auf dem Murerplan ist ein solcher hinter dem Fraumünster zu sehen. (In der Abbildung sind Zange, Last und Rollen der Deutlichkeit halber übertrieben gross gezeichnet.)

[43]) Damit das Wasser wirklich in die Rinne und nicht daneben geleert wurde, musste diese ganz nahe am Rad und parallel zu diesem montiert sein. Im unteren Teil aber war sie nach aussen abgekröpft, damit sie den absteigenden, leeren Eimern nicht den Weg versperrte.
Am hinteren Radkranze waren ebenfalls Eimer befestigt, die sich in eine zweite Rinne entleerten.

[44]) Auf dem Murerplan ist das Erstellungsjahr der neuen Uhr, 1538, am Turme zu lesen.

[45]) Weil der Lindenhof die Sicht auf den Turm versperrte. Der Schützenplatz lag beim heutigen Hauptbahnhof.

[46]) Wenn beim Aufziehen die Seiltrommel mittels Kurbel K und Getriebe G gedreht wird, dann gleiten die Zähne des Sperr-Rades unter den Sperrkegeln weg, ohne das Zahnrad 5 mitzunehmen. Die Sperrfedern sind in der Zeichnung weggelassen.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Zum Geleit	3
Aus uralter Zeit	5
Von Helvetiern und Römern	22
Aus der Zeit der Völkerwanderung	35
Unter fränkischer Herrschaft	45
Von Rittern und Burgen	59
Wie Zürich eine Stadt wurde	77
Wie der Dreiländerbund entstand	82
Vom Dreiländerbund zur Achtörtigen Eidgenossenschaft	104
Anhang	111
Anmerkungen	132